



universität  
wien

# MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„*Es wird das Glück des Menschen viel zu sehr an sein wirtschaftliches Vermögen gekoppelt.*“  
Gerechtigkeitsideologie und Legitimation in den Lebensgeschichten von Vermögenserb\*innen“

verfasst von / submitted by

Hannah Quinz BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
Master of Arts (MA)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Jörg Flecker



## Danksagung

Zur Umsetzung und zum Gelingen dieser Arbeit haben viele Menschen beigetragen, denen ich an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte!

Zunächst bedanke ich mich bei meinem Betreuer, *Univ. Prof. Dr. Jörg Flecker* für seine ermutigende Begleitung bei dieser Arbeit, wichtige Tipps und Denkanstöße in den richtigen Momenten und den Freiraum, meinen eigenen Weg zu gehen.

Ein besonderer Dank gilt *Univ. Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> Ulrike Froschauer*, deren Förderung ich mir immer sicher sein und von der ich in den letzten drei Jahren nicht nur inhaltlich und didaktisch, sondern auch persönlich sehr viel lernen durfte.

*Carina Altreiter* und *Julia Hofmann* möchte ich dafür danken, mir den Mut zugesprochen zu haben, mein Interesse zu verfolgen und mich diesem nicht ganz einfachen Thema zu widmen und für ihre Unterstützung auf dem Weg dorthin.

Dank gilt der Arbeiterkammer Wien für die finanzielle Förderung dieser Arbeit. Dabei vor allem der Abteilung für Statistik und Wirtschaftswissenschaften und insbesondere *Matthias Schnetzer*, für sein kritisches Feedback, *Pia Kranawetter*, *Michael Ertl* und *Sepp Zuckerstätter* für ihre Mithilfe bei der Analyse meines Materials sowie allen vier für die regelmäßige Motivation und Ermutigung während des Entstehungsprozesses dieser Arbeit.

Den gesamten Forschungsprozess haben *Laura Vogel*, *Nico Pretterhofer*, *Robert Jühlike* und *Camilo Molina* mit fruchtbaren Diskussionen und wichtigen inhaltlichen Anmerkungen begleitet. Den ersten dreien danke ich auch für ihre Unterstützung bei der Analyse meines Materials, sowie den beiden anderen für ihr kritisches Lektorat.

Danken möchte ich *Rebecca Handla* für ihr wertvolles Lektorat und für all die Stunden, in denen sie mir zugehört und mich aufgebaut hat und vor allem dafür, dass sie mir immer den Rücken stärkt.

Diese Arbeit wäre ohne die bedingungslose Unterstützung von *Martin Melzer* auf meinem Weg zur Soziologie und die vielen anregenden Diskussionen und Denkanstöße nie auf diese Weise zustande gekommen. Ihm gilt besonderer Dank.

Meinen Eltern, *Elisabeth Marcher* und *Mario Quinz*, die mir durch ihre unermüdlichen Anstrengungen diesen Bildungsweg und ein tolles Leben ermöglicht haben, und meiner Schwester, *Paula Quinz*, deren Rückhalt ich mir immer sicher sein kann, ist diese Arbeit gewidmet.

## **Eigenständigkeitserklärung**

Hiermit gebe ich die Versicherung ab, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten und nicht veröffentlichten Publikationen entnommen sind, sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde in gleicher oder ähnlicher Form weder im In- noch im Ausland einer Beurteilerin/einem Beurteiler zur Begutachtung in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt.

A handwritten signature in blue ink, consisting of stylized letters and a long horizontal stroke.

Wien, 25. Oktober 2019

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung.....</b>	<b>1</b>
<b>2. Forschungsstand und theoretische Einbettung.....</b>	<b>4</b>
2.1 Vermögensungleichheit und gesellschaftliches Bewusstsein .....	4
2.2 Sozialraumtheorie und Reproduktion sozialer Ungleichheit .....	7
2.3 Legitimation von Ungleichheit.....	13
2.3.1 Gerechtigkeit.....	13
2.3.2 Leistungsnarrativ.....	17
2.3.3 Distinktion und Abgrenzung.....	20
<b>3. Empirisch-methodische Vorgehensweise.....</b>	<b>23</b>
3.1 Ziel der Arbeit und methodologischer Zugang .....	23
3.2 Der interpretative Forschungsprozess und das zyklische Forschungsdesign.....	23
3.3 Das narrativ-problemzentrierte Interview als Erhebungsmethode.....	25
3.4 Fallauswahl und Zugang zum Feld .....	27
3.5 Feinstruktur- und Themenanalyse als Auswertungsmethoden.....	32
3.5.1 Feinstrukturanalyse .....	33
3.5.2 Themenanalyse .....	34
3.6 Typenbildung .....	35
3.7 Qualitätssicherung der Interpretationsergebnisse.....	37
3.8 Analysebeispiel .....	38
3.8.1 Feinstrukturanalyse (exemplarisch).....	39
3.8.2 Fallspezifische Themenanalyse .....	45
3.8.3 Fallübergreifende Themenanalyse .....	47
3.8.4 Typenbildung .....	49
<b>4. Ergebnisse.....</b>	<b>51</b>
4.1 Subjektive Wahrnehmung der Bedeutung der Klassenherkunft und deren Legitimation .....	52
4.1.1 Abwertung der Klassenherkunft .....	52
4.1.2 Würdigung der Klassenherkunft.....	54
4.2 Darstellung der Deutungen der individuellen Lebensgeschichten .....	55
4.2.1 Typ: Abwertung der Klassenherkunft.....	55
4.2.2 Typ: Würdigung der Klassenherkunft .....	65
4.3 Gerechtigkeitsideologie.....	71
4.3.1 Leistungsgerechtigkeit .....	72

4.3.2	Statusgerechtigkeit.....	80
<b>5.</b>	<b>Fazit und Ausblick .....</b>	<b>88</b>
5.1	„Leistungsorientierte Leugner*innen“ – Leistungsethos und die Abwertung der Klassenherkunft.....	89
5.2	„Statusorientierte Wohltäter*innen“ – Würdigung der Klassenherkunft und Philanthropie .....	92
5.3	Fazit.....	95
5.4	Forschungsausblick .....	98
	<b>Abstract (DE).....</b>	<b>106</b>
	<b>Abstract (EN).....</b>	<b>106</b>

## **Abbildungs- und Tabellenverzeichnis**

Abbildung 3-1: Forschungszyklen.....	24
Abbildung 3-2: Fallspezifische Themenanalyse.....	46
Abbildung 3-3: Typenbildung.....	50
Tabelle 3-1: Sample .....	30



# 1. Einleitung

Nach Jahrzehnten der Wohlstandsgesellschaft, zu der sich Österreich dank des Wirtschaftsaufschwungs in den 1950er Jahren entwickeln konnte, tritt deren Krisenhaftigkeit heute zunehmend in den Vordergrund. Finanzmarktkapitalistische Entwicklungen, Deregulierung, Privatisierung, Umbau und Abbau des Sozialstaates und die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 im Kontext wachsender globaler Interdependenz, rütteln an der sozialen Stabilität der Länder und den darauf beruhenden Institutionen (vgl. Aulenbacher et al. 2017). Obschon sich der Neoliberalismus nur langsam eingeschlichen hat und Österreich so in vergleichsweise milder Form von den Krisen betroffen ist, sind die Folgen dieser Tendenzen in allen gesellschaftlichen Klassen spürbar und treiben das Auseinanderdriften zwischen ‚oben‘ und ‚unten‘ weiter voran. Nicht nur soziale Aufstiege und die Erfüllung des ‚American Dreams‘ – vom Tellerwäscher zum Millionär – sind kaum noch möglich, selbst der Stuserhalt scheint angesichts multipler Krisen bis in weite Bereiche der Mittelschicht hinein gefährdet und öffnet individuellen Abstiegsängsten Tür und Tor. Obwohl soziale Mobilität auf der Basis individueller Leistung tendenziell abnimmt und die Herkunft für die soziale Position dadurch wieder zunehmend an Bedeutung gewinnt (OECD 2018), werden in der von Oliver Nachtwey (2016) so bezeichneten „*Abstiegs-gesellschaft*“ meritokratische Werte, wie Fleiß und Ehrgeiz vermehrt zu Tugenden erkoren (vgl. Aulenbacher et al. 2017; Weiss und Hofmann 2016). Während Aufstiegschancen durch Leistung, verstanden als Arbeitseinsatz, Menschen im unteren und mittleren Bereich der Sozialstruktur zunehmend verwehrt bleiben, vermehrt sich geerbtes Vermögen von einem kleinen Prozentsatz der Bevölkerung am oberen Rand der Verteilung teilweise fast von selbst (vgl. Piketty 2014). Diese zunehmende soziale Polarisierung zwischen jenen, die dank ihres Vermögenserbes aussichtsreiche Zukunftschancen haben und jenen, denen auch die größte Anstrengung keine vergleichbare Perspektive bietet, rückt Fragen über Gerechtigkeit und soziale Ungleichheit ins Zentrum der Aufmerksamkeit soziologischer Forschung (vgl. ua. Aulenbacher et al. 2017; Kittel 2018).

Vermögen folgt einer gänzlich eigenen Logik. Dort wo es bereits vorhanden ist, wird es über die unversteuerte innerfamiliäre Vermögensweitergabe akkumuliert und trägt zur Reproduktion krasser ungleicher sozialer Verhältnisse bei (vgl. Korom 2017; Gaisbauer 2017; Huemer et al. 2016; Fessler et al. 2012). Dass der individuelle Aufbau von Vermö-

gen insbesondere auf intergenerationale Transmissionsmechanismen zurückzuführen ist, gilt nicht nur für Österreich. Auch Untersuchungen aus Schweden, Norwegen und Deutschland belegen die Wichtigkeit der sozialen Herkunft für den Vermögenserwerb und dessen Akkumulation (vgl. Adermon et al. 2018; Hansen 2014; Frick und Grabka 2009). Trotzdem setzt sich Leistung in meritokratischer Logik als normatives Prinzip zur Rechtfertigung sozialer Ungleichheit und Legitimation von Vermögen weiterhin durch (vgl. Menz 2017; Frick und Grabka 2009). Die Frage, die sich in diesem Zusammenhang zwangsläufig stellt, ist jene nach den Mechanismen, die hinter den subjektiven Wahrnehmungsmustern vermögender Erb\*innen wirken. Hier anzusetzen und dieses Phänomen tiefergehend zu untersuchen ist besonders spannend und bisher in Österreich noch nicht erforscht. Es geht dabei um eine vergleichsweise kleine Gruppe von Menschen in der Bevölkerung, die in der Gesellschaft viel Anerkennung und soziale Wertschätzung für ihre soziale Position und das damit einhergehende Vermögen erfahren. Mit dem zur Verfügung stehenden ökonomischen, kulturellen, sozialen und besonders auch symbolischen Kapital, haben sie nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die stattfindenden gesellschaftlichen und politischen Diskurse zu Gerechtigkeitsfragen, sowie die Frage nach der Legitimation von Reichtum (Hengsbach und Jakobi 2002, S. 268). Schon der Grund für fehlende öffentliche Informationen über die Lebenslage reicher Österreicher\*innen, abseits der von ihnen selbst inszenierten Bilder, wird auf die Macht zurückgeführt, die Reichtum mit sich bringt, um sich selbst bedeckt zu halten und dadurch zu schützen (Schürz 2013, S. 104).

Simmel (1990) schrieb: „*Vermögen vermag etwas*“. Die wissenschaftliche Forschung befasst sich seit einiger Zeit umfassend mit den sozialstrukturellen Fragen zur Vermögensverteilung, sowie den Formen des Vermögenserwerbs, der nationalen, wie globalen Bildung von Vermögensklassen und dem allgemeinen Verständnis und Wissen der Bevölkerung um ebendiese Umstände (vgl. ua. Neckel 2010; Hartmann 2013; Buggler und Dimmel 2017; Weiss und Hofmann 2016; Melchior und Schürz 2015). Ein Forschungsdesiderat bildet hierbei jedoch nach wie vor die Befassung mit der vermögenden Klasse selbst, da der Blick soziologischer Forschung zumeist auf das „untere“ Ende der Verteilung gerichtet ist. Es fehlt eine tiefergehende Auseinandersetzung für das Verständnis für die Wahrnehmung der Lebensrealität vermögender Erb\*innen. So drängt sich die Frage auf, wie jene Vermögenden, die ihre soziale Position auch geerbtem Kapital zu verdanken haben, ihre Privilegien im Kontext zunehmender Ungleichheit legitimieren und welche

Gerechtigkeitsideologie sie im Blick auf die Gesellschaft verinnerlicht haben. Um diesem Forschungsinteresse im Rahmen der vorliegenden Masterarbeit nachzugehen, wird im Kapitel 2.1 der aktuelle Stand der Forschung zur Vermögensverteilung in Österreich und das gesellschaftliche Bewusstsein darüber diskutiert. Aktuelle Forschungen zeigen die gesellschaftlichen Verhältnisse, also die ungleiche Verteilung und Vererbung von Vermögen auf und verweisen auf neue Forschungsdesiderate. In Kapitel 2.2 folgt die theoretische Einbettung dieser Arbeit in die Sozialraumtheorie Pierre Bourdieus. Infolgedessen wird in Kapitel 2.3 die Legitimation von Ungleichheit durch Gerechtigkeitsvorstellungen (2.3.1), das Leistungsnarrativ (2.3.2) und Distinktion und Abgrenzung (2.3.3) diskutiert. Die ausführliche Darstellung der empirisch-methodischen Vorgehensweise findet in Kapitel 3 Eingang, wobei auch die Datenbasis offengelegt wird. In Kapitel 3.1 werden zunächst das Ziel der Arbeit und der methodologische Zugang, gefolgt von der Darstellung des interpretativen Forschungsprozesses in Kapitel 3.2 erläutert. In weiterer Folge werden Erhebungsmethode, Feldzugang, Sample und die Auswertungsmethoden in den Kapiteln 3.3 bis 3.5 beschrieben. Darauf aufbauend wird in Kapitel 3.6 die Ergebnisergebnisgewinnung durch Typenbildung begründet und in Kapitel 3.7 die Bedeutung der Qualitätssicherung der Interpretationsergebnisse erläutert. Der Ergebnisteil folgt der Logik der Forschungsfragen und stellt folglich in Kapitel 4.1 und 4.2 die subjektiven Deutungen der Lebensgeschichten und in Kapitel 4.3 die Gerechtigkeitsideologien dar. In Kapitel 5 werden die zentralen Ergebnisse und Schlussfolgerungen dieser Forschung zusammengefasst. Die Arbeit schließt mit einem Ausblick auf anschließende Forschungsmöglichkeiten.

## 2. Forschungsstand und theoretische Einbettung

### 2.1 Vermögensungleichheit und gesellschaftliches Bewusstsein

Eine besondere Rolle spielt im Gefüge sozialer Ungleichheit und deren Reproduktion eine von Leistung, verstanden als Arbeitseinsatz, die tendenziell gelöste Erbschaft von Vermögen (Neckel 2008, S. 84). Seit erstmals im Rahmen des *Household Finance and Consumption Suveys (HFCS)* von der österreichischen Nationalbank umfangreiche Daten zu Vermögensbeständen der Bevölkerung in Österreich erhoben werden, können zahlreiche Studien eine enorm ungleiche Verteilung von Vermögen belegen. Und das, obwohl Vermögen in statistischen Erhebungen derzeit noch unterrepräsentiert sind und exakte Daten zu hohen Vermögenswerten fehlen (vgl. Eckerstorfer, et al. 2016). Dies hat zweierlei Gründe. Zum einen gibt es wesentlich weniger Menschen mit hohem Vermögen, so dass die Wahrscheinlichkeit geringer ist, dass Vermögende in einem Zufallssample erfasst werden. Zum anderen geben Menschen ungern Auskunft über die Höhe ihrer Vermögen, besonders dann, wenn diese in einem außergewöhnlich hohen Bereich liegen. Soziale Erwünschtheit und der Schutz der eigenen Positionen durch Informationszurückhaltung spielen dabei eine Rolle. Korrigierte statistische Untersuchungen, die mittels Paretoverteilung die Unterrepräsentation der reichsten Haushalte im Survey in ihre Berechnungen miteinbeziehen kommen zu dem Ergebnis, dass die reichsten zehn Prozent der österreichischen Haushalte 69,3 Prozent des gesamten Vermögens besitzen (ebd., S. 626). Das Privatvermögen des reichsten Perzentils wird auf 38,2 Prozent geschätzt (ebd.). Vergleichbare neuere Berechnungen schätzen den Anteil des reichsten ein Prozent sogar auf über 40 Prozent (vgl. Ferschli, et al. 2017). Der Gini-Koeffizient der Vermögensverteilung liegt in Österreich mit 0,762 über dem europäischen Durchschnitt und erhöht sich durch die Schätzung noch weiter auf 0,811 (vgl. Eckerstorfer, et al. 2014 und 2016).

Untersuchungen zeigen also, dass die höchsten Anteile von Vermögen bei einer kleinen Minderheit der österreichischen Haushalte zu verzeichnen sind (vgl. Melzer, et al. 2014). Dieser Trend bleibt im Verlauf des Beobachtungszeitraumes bislang konstant. Sowohl die Erhebungen der Querschnittsdaten aus 2010, als auch aus 2014 und 2017 zeigen eine solch stabile Ungleichverteilung (vgl. Fessler, et al. 2019). Vermögen ist in Österreich also enorm ungleich verteilt. Das reichste Prozent besitzt vierzig Prozent des ge-

samten Privatvermögens, während sich die ärmsten fünfzig Prozent der Bevölkerung lediglich 2,5 Prozent des Vermögens teilen (vgl. Ferschli et al. 2017). Hinsichtlich des Vermögens gibt es in Österreich –anders als beim Einkommen – keine Mittelschicht. Wer neben dem Eigenheim zusätzliche Immobilien, wie beispielsweise Zinshäuser oder einen Zweitwohnsitz, Finanzvermögen oder Unternehmensbeteiligungen sein\* ihr Eigentum nennen kann, wird bereits den reichsten fünf Prozent der österreichischen Bevölkerung zugerechnet (vgl. ebd; Fessler et al. 2016). Hinzu kommt, dass aus dem Ertrag von Vermögen auch Vermögenseinkommen entsteht, das über die Kapitalertragssteuer mit einem niedrigen fixen Zinssatz besteuert wird. Somit vermehrt sich das Vermögen vor allem dort wo es vorhanden ist, nämlich bei jenem besagten vermögensbesitzenden Teil der Bevölkerung. Einzementiert wird diese ökonomische Ungleichverteilung über die unversteuerte innerfamiliäre Weitergabe von Vermögen über Erbschaften und *inter vivos* Schenkungen seitens der Eltern an ihre Kinder (vgl. Fessler und Schürz 2015; Leitner 2016). Innerhalb wohlhabender Familien werden beachtliche Eigenheime, Zinshäuser oder Familienunternehmen vererbt oder zu Lebzeiten an die eigenen Kinder verschenkt, die diesen eine ökonomische Lebensgrundlage und bessere Lebensbedingungen bieten (ebd.). In welche Familie jemand geboren wird hat somit rein ökonomisch bereits Auswirkungen auf individuelle Zukunftschancen. *„Inmitten einer Kultur, die sich wie kaum je zuvor ausdrücklich als »meritokratisch« versteht, nimmt faktisch das ursprünglich aristokratische Geburtsprinzip eine entscheidende Weichenstellung für die Entwicklung von Lebenschancen vor.“* (Neckel 2008, S. 84).

Für diese krasse Ungleichverteilung fehlt jedoch nach wie vor das Bewusstsein in der Bevölkerung, sowohl unter Vermögenden, als auch unter Nicht-Vermögenden. Nicht nur die gesamtgesellschaftliche Verteilung, auch die eigene Position in der Verteilung und im sozialen Raum wird kaum richtig beurteilt (vgl. Melchior und Schürz 2015; Weiss und Hofmann 2016; Fessler, et al. 2016). Auf beiden Seiten, am unteren als auch am oberen Rand der Verteilung, gibt es die starke Tendenz, sich selbst der Mitte zuzuordnen, wobei die eigene Position umso mehr unterschätzt wird, desto höher sie tatsächlich ist (vgl. Melchior und Schürz 2015; Andreasch et al. 2012). Nicht ein einziger der zehn Prozent reichsten Haushalte in Österreich verortet sich selbst im zehnten Dezil, lediglich 0,6 Prozent der Haushalte ordnen sich selbst entsprechend der tatsächlichen Verteilung dem neunten Dezil zu (Fessler, et al. 2019, S. 6f). Die reichsten Menschen Österreichs ordnen sich vielfach in den mittleren Dezilen der Vermögensverteilung zu, weit weg von ihrer

tatsächlichen Position (ebd.). Ist kaum oder kein Vermögen vorhanden, liegt hingegen ein stärkeres Bewusstsein für die Realität zumindest der eigenen Position vor (vgl. Weiss und Hofmann 2016). Interessant ist, dass die Unzulänglichkeit des gesellschaftlich dominanten Leistungsprinzips für das Erlangen hoher sozialer Positionen in den unteren Klassen viel stärker wahrgenommen wird. In oberen Klassen das Bildungsniveau ein ausschlaggebender Faktor für eine realitätsnähere Beurteilung ist. Die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Hierarchie und der eigenen Position darin spielt eine zentrale Rolle bei der entwickelten Einstellung zu Gerechtigkeit, Vermögen und sozialer Ungleichheit (ebd., S. 5)

Dass die eigene Vermögenslage so verkannt wird, erklären sich Melchior und Schürz (2015) dadurch, dass sich die oberen Klassen so der Notwendigkeit der Rechtfertigung ihrer privilegierten Lage und etwaiger, damit in Verbindung stehender Verantwortung unter Gerechtigkeitsaspekten, zu entziehen versuchen (S. 204ff). Aufgrund der üblichen Korrelation von Vermögen mit Einkommen und auch Bildung gehen sie nicht von einem realen Informationsdefizit, sondern wohl eher von Gleichgültigkeit gegenüber der Realität aus. Eine Gleichgültigkeit, die nur das Privileg hoher sozialer Positionen, ermöglicht. Nicht nur Gleichgültigkeit auch die Unterschiede in Art und Entstehungsbedingungen von Vermögen (vgl. Imbusch 2002), sozioökonomische Charakteristika (vgl. Weiss und Hofmann 2016) oder auch Entwicklungen, wie soziale Segregation im städtischen Raum (vgl. Windsteiger 2017) und die enorme Spannweite des Vermögens in den obersten Dezilen, ermöglichen eine verzerrte Wahrnehmung der Realität. So könnte angenommen werden, dass bei einer subjektiv relationalen Einschätzung der eigenen Position nur Personen im eigenen unmittelbaren Umfeld und vor allem jene Personen oder Haushalte in die Beurteilung einfließen, die gleich viel oder mehr Vermögen haben. Ein Phänomen, das in der aktuellen Forschung bisher aus den unteren Klassen bekannt ist: „*This ‚problem of fairness‘ leads workers to compare their earnings mainly with other workers on the same socio-economic level and disregard large inequalities between social classes.*“ (Flecker et al. 2016, S. 7). Menschen tendieren folglich dazu, Gerechtigkeitsfragen nur im sozialen Nahraum zu problematisieren und große Ungleichheiten dabei auszublenden.

## 2.2 Sozialraumtheorie und Reproduktion sozialer Ungleichheit

Neuen Aufwind erfuhr die Debatte über soziale Ungleichheiten einhergehend mit Fragen sozialer Gerechtigkeit durch die Veröffentlichung von Thomas Pikettys Werk *„Das Kapital im 21. Jahrhundert“* (2014). Eindrucksvoll zeigt Piketty anhand umfassender Daten das ökonomische Ungleichgewicht zwischen Wohlstand und Arbeitseinkommen unter Bedingungen gewöhnlichen Wirtschaftswachstums auf. Während Vermögen beständig und über die Kapitalrendite teilweise von selbst weiterwachsen, unterliegen Arbeitseinkommen einer wesentlich langsameren, unter Umständen sogar stagnierenden, Entwicklung (ebd.). Verstärkt wird dieses Ungleichgewicht insbesondere durch die niedrig- oder unversteuerte innerfamiliäre Weitergabe von Privateigentum sowohl zu Lebzeiten der älteren Generationen, als auch posthum. Als Schenkungen und Erbschaften werden renditeabwerfende Vermögenswerte an die eigenen Nachkommen weitergegeben, die zu einem enormen wirtschaftlichen Startvorteil führen (Korom 2017, S. 244f). Das Vermögen wird dadurch teilweise auch dem Markt entzogen, akkumuliert und innerhalb der wenigen Vermögenbesitzenden von Generation zu Generation weitergegeben. Zahlreiche aktuelle Studien zeigen, dass das Vermögen in Österreich lediglich in den Händen einiger weniger konzentriert ist und sich fast ausschließlich durch bereits vorhandenes erwirtschaften lässt (s. Kapitel 2.1). Für die vermögensarme Mehrheit der Bevölkerung ist es kaum möglich, lediglich durch ihr Arbeitseinkommen hohe Vermögenswerte zu generieren. Diese Statusposition wird an die eigenen Kinder weitervererbt. Folglich ist die soziale Herkunft wesentlich bedeutender für die (erreichbare) soziale Position im Verlauf des Lebens, denn tatsächliches individuelles Engagement und Leistung in der Lohnarbeit (vgl. dazu ua. Mau 2015; Gaisbauer 2017 in Dimmel et al.; Neckel 2008; Hartmann 2013). Durch die Ausgestaltung des Eigentums-, Erb- und Steuerrechts ist soziale Mobilität in Österreich aufgrund der enorm ungleichen Verteilung von Vermögen bei schlechter Wirtschaftslage unwahrscheinlich und soziale Ungleichheitsstrukturen werden kaum überwindbar einzementiert (Korom 2017, S. 244f). Auch bestimmte Berufspositionen, die mit bestimmten sozialen Positionen einhergehen, stehen hauptsächlich jener kleinen Gruppe der Bevölkerung tatsächlich offen, die alle notwendigen Voraussetzungen, nämlich hohes Kapitalvolumen aller drei Kapitalsorten im Sinne Bourdieus (s. unten), mitbringt (Hartmann 2013, S. 42ff; 2002, S. 20ff). So kann angenommen werden, dass jene Familien, die bereits über Generationen hinweg über viel ökonomisches Kapital im Fami-

lienbesitz verfügen, auch hohes kulturelles und ökonomisches Kapital vorweisen. Der amerikanische Traum „vom Tellerwäscher zum Millionär“ ist wohl letztlich nur eine die Regel bestätigende Ausnahme.

Die Reproduktion sozialer Ungleichheit lässt sich mithilfe der Bourdieu'schen Sozialraumtheorie näher erläutern. Interessant ist Pierre Bourdieus Ansatz hier insbesondere deshalb, weil er in der sich stetig wandelnden Gesellschaft die Kontinuität und Stabilität der in die soziale Ordnung eingeschriebenen Machtverhältnisse zu erklären versucht (Altreiter 2019, S. 53ff). Eine Rigidität, die aufgrund der Vermögensakkumulation durch intergenerationale Vermögensweitergabe auch der beständigen, ungleichen Vermögensverteilung zu eigen ist (vgl. Pfeffer und Killewald 2015) und die soziale Ordnung und Sozialstruktur mitsamt den in sie eingeschriebenen Machtverhältnissen prägt. Bourdieu (2014 [1987]) zieht in seiner Sozialraumanalyse einen theoretischen Klassenbegriff dualistischen Charakters heran (S. 171ff). Akteur\*innen einer „*objektiven Klasse*“ teilen gewisse Gemeinsamkeiten sowohl auf Struktur-, als auch auf Handlungsebene in gleichen oder ähnlichen Lebenslagen (ebd., S. 175). Einerseits weisen sie an Volumen und Zusammensetzung homogene Kapitalien auf (objektivierte Merkmale), andererseits sind innerhalb der Klassen homogene Muster in Bezug auf die Wahrnehmung, das Denken und das Handeln der Akteur\*innen als Habitus (inkorporierte Merkmale) vorzufinden (vgl. ebd.; Barlösius 2004; Altreiter 2019). Diese Muster werden im Laufe der Sozialisation klassenspezifisch erlernt. Einmal als Klassenhabitus etabliert, wirken sie auf die strukturelle Ebene zurück und manifestieren immanente Dispositionen im System, das wiederum die jeweilige soziale Praxis prägt.

Der Habitus stellt das Bindeglied des dualistischen Systems von Struktur und Handlung dar. In modernen kapitalistischen Gesellschaften ist er gleichzeitig strukturierte Struktur und strukturierende Struktur (Barlösius 2004, S. 128ff). Einerseits konstituiert sich der Habitus als strukturierte Struktur in aufeinander abgestimmten „*Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata*“ durch die objektiven Möglichkeiten innerhalb der Struktur des sozialen Raumes. Wie Akteur\*innen denken und handeln hat nach Bourdieu demnach vor allem damit zu tun, welche Position sowohl sie, als auch ihre Eltern im sozialen Raum haben und von welchen Personen in welchen Lebenslagen sie daher umgeben sind. Andererseits bildet er als strukturierende Struktur eine soziale Praxis heraus, also den klassenspezifischen Lebensstil, der aus den genannten Schemata entsteht, welche wieder-

rum die Grundlage der Strukturierungsprinzipien des sozialen Raumes bildet (ebd.). D.h. die spezifisch erlernten Denk- und Handlungsmuster der Akteur\*innen wirken immer auf die Struktur zurück. Bedeutend bleibt dabei, dass dieser Prozess ständig und unbewusst stattfindet. Hier liegt im Wesentlichen das Moment der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Strukturelle Ungleichheiten manifestieren sich im klassenspezifischen Habitus und werden über diesen reproduziert. Objektive Strukturen werden so verinnerlicht, dass Individuen einen „*sense of one's place*“, ein Gespür für die eigenen Möglichkeiten und Grenzen, entwickeln, aus dem heraus sie eine Lebensweise und einen Geschmack entfalten, der genau ihrer Position im sozialen Raum entspricht (Bourdieu 2014 [1987], S. 727f). Vereinfacht gesagt sorgt der Habitus dafür, dass Individuen unbewusst jene Aspirationen entwickeln, die für sie aufgrund ihrer Position im sozialen Raum jeweils angemessen sind – sie wollen (erreichen), was sie innerhalb ihrer Klasse (erreichen) können. Altreiter (2019) spricht dabei von der „*Zugkraft der Klassenherkunft*“, der Menschen nur schwer entkommen, insbesondere, weil sie nicht bewusst wahrgenommen wird. Der Habitus erzeugt eine Übereinstimmung zwischen subjektiven Erwartungen und tatsächlichen Erfahrungen der Individuen und erscheint daher nicht sozial konstruiert, sondern natürlich gegeben (vgl. Barlösius 2004), indem er ganz grundlegend dafür sorgt, dass Menschen aus unteren sozialen Klassen ganz andere Ziele anstreben und Werte verinnerlichen, als Menschen aus oberen sozialen Klassen. So übt Bourdieu (2018) auch Kritik am Bildungssystem, das eine zentrale Rolle in der Reproduktion sozialer Ungleichheit spielt. Der Kritik unterliegt jenes Verständnis von Schule, in dem Gleichheit im Sinne von gleicher Behandlung aller zum grundlegenden Gerechtigkeitsprinzip deklariert wird, obschon bereits die vorschulischen Ausgangschancen nicht die gleichen sind. Laut Bourdieu wird das für Bildungschancen notwendige Leistungsethos über den klassenspezifischen Habitus vor allem innerhalb der Familie an die Kinder weitergegeben, also „*kulturell vererbt*“ und internalisiert (ebd., S. 41). Dieses ererbte Kapital erscheint dann als „*natürliches*“ Talent und Leistung. Sprache und Ehrgeiz, als internalisiertes Kulturkapital im Habitus mancher (aber nicht aller) Klassen, gelten nach Bourdieu als wesentliche Voraussetzungen für das Bestehen im Schulsystem westlicher Leistungsgesellschaften und reproduzieren in ebendiesem Moment die Mechanismen sozialer Ungleichheit. Denn schlussendlich erwerben hauptsächlich jene sozialen Klassen, innerhalb derer das Leistungsprinzip als Teil der legitimen Kultur tradiert wird, einen Bildungstitel, der wiederum Möglichkeitsräume und den Anspruch auf bestimmte (berufliche) Positionen schafft. Hajdar (2008) meinte dazu, dass eine grundsätzliche Kritikresistenz des Leistungsprinzips von der Vorstellung rührt,

Leistungserfolg sei auf die individuelle, genetisch ererbte Intelligenz zurückzuführen, also „natürliche“ Begabung spiele gewissermaßen eine wichtige Rolle. Eine Mischung aus Achtung, Respekt und gefühlter Ohnmacht gegenüber dieser „biologischen“ Gegebenheiten ist hier womöglich ausschlaggebend für die Akzeptanz sozialer Ungleichheiten.

Klasse bei Bourdieu zieht vor allem im Hintergrund unsichtbare, strukturierende Fäden und ist den jeweiligen Klassenakteur\*innen meist nicht bewusst (Bourdieu 2014 [1987], S. 175; Altreiter 2019, S. 53f). Doch worauf gründet die relationale Position der einzelnen Akteur\*innen im sozialen Raum; jene Struktur, auf die der Habitus zurückzuführen ist? Der soziale Raum ist nach Bourdieu dreidimensional ausgestaltet (ebd., S. 195ff). Volumen und Struktur des Kapitals und deren Entwicklung im zeitlichen Verlauf des Lebens sind ausschlaggebend für die Positionierung. Zunächst ist aber noch der Kapitalbegriff – Kapital als „*akkumulierte Arbeit*“ (Bourdieu 1983, S. 183) – zu klären, der nicht rein ökonomisch gedacht ist, sondern sich aus drei verschiedenen Kapitalsorten zusammensetzt. Neben dem ökonomischen Kapital, also jeglichen Geld- und Vermögenswerten, spielen bei Bourdieu auch das kulturelle und das soziale Kapital eine bedeutende Rolle für die Erfahrung von Möglichkeiten und Grenzen für gesellschaftliche Platzzuweisungen sowie für deren Annahme (Bourdieu 1983, S. 185ff). Kulturelles Kapital existiert in dreierlei Gestalt. Einerseits äußert sich dieses als Teil des oben diskutierten Habitus in bestimmten erlernten Sprech-, Denk- und Verhaltensweisen, sprich der Art zu denken und zu handeln, und gilt so als inkorporiertes, also verinnerlichtes kulturelles Kapital. Objektiviert tritt es materiell in individuellem Besitz von Büchern, Instrumenten, Kunstwerken oder ähnlichem zutage und institutionell in Form von erworbenen Bildungstiteln. Das soziale Kapital besteht aus relevanten Beziehungen und Netzwerken, die stetig gepflegt werden müssen. Die Reproduktion sozialer Ungleichheit ist nach Bourdieu auf die Möglichkeit der Konversion dieser drei Kapitalsorten zurückzuführen. Ökonomisches Kapital kann sowohl in kulturelles, als auch soziales Kapital transformiert werden und umgekehrt können kulturelles und soziales Kapital wiederum in ökonomisches Kapital konvertiert werden (ebd.). Im Verlauf des Lebens – hier spielt die zeitliche Dimension ihre Rolle – kann aufgrund dieser Konvertierbarkeit Kapital, dort wo es bereits vorhanden ist, vervielfacht werden. So funktioniert die Logik des Kapitals nach dem gleichen Prinzip wie die Logik des Vermögens: Wo bereits welches vorhanden ist, wird es unweigerlich mehr und innerfamiliär transferiert.

Die den Kapitalsorten inhärente Logik schränkt Verteilungsgerechtigkeit ein, indem sie zur Kapitalakkumulation und Konzentration innerhalb kleiner gesellschaftlicher Gruppen beiträgt. So können bestimmte gesellschaftliche Gruppen wesentlich mehr beitragen. Würde sich die Höhe des Anspruchs auf sozialstaatliche Leistung nun an der Höhe der Beiträge orientieren, bekämen folglich jene wesentlich mehr zurück, die mehr eingezahlt haben. Dadurch würden Statuspositionen im sozialen Raum unter dem Postulat der (Leistungs-)Gerechtigkeit reproduziert. Wenn sich dann Kapital selbstständig um ein Vielfaches vermehrt, während Einkommen stagniert, nimmt auch die soziale Polarisierung zu. Struktur, d.h. Zusammensetzung, und Volumen der drei Kapitalsorten, bestimmen die in den jeweiligen Klassen disponiblen Ressourcen, also Kapitalien und die damit verbundene Macht, welche auch Gegenstand sozialer Kämpfe sind (Altreiter 2019, S. 54). Soziale Kämpfe finden um die Ver- und Zuteilung von Ressourcen, aber auch um Deutungsmacht und die Frage, welche dieser Ressourcen in welcher Höhe, wofür relevant sind, statt. Bourdieu verwendet hier den Begriff des symbolischen Kapitals. Anders als bei ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital handelt es sich dabei nicht um „akkumulierte Arbeit“ als Investition, sondern um eine Form der Legitimation der Kapitalsorten durch symbolische Macht (Barlösius 2004, S. 158f). Jede der drei Kapitalsorten kann auch gleichzeitig symbolisches Kapital sein, das den jeweiligen Akteur\*innen also Definitionshoheit verleiht (vgl. auch Honneth 2003). Diese liegt vor, wenn sich eine bestimmte Perspektive einer bestimmten Gruppe auf einen gesamtgesellschaftlichen Grundsatz so durchgesetzt hat, dass sie unhinterfragt übernommen und als geltendes Prinzip akzeptiert wird. Also, *„wenn die Verteilung und Struktur des in einem Feld wirksamen Kapitals so tief in die Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster, die Klassifikationen und Gliederungsprinzipien eingedrungen ist, dass diese sich von selbst rechtfertigen“* (Barlösius 2004, S. 158f).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass soziologisch betrachtet also nicht nur das ökonomische Kapital eine wesentliche Rolle für Zukunftschancen spielt, sondern ebenso das klassenspezifisch erworbene kulturelle und soziale Kapital. Auch dieses wird u.a. innerfamiliär weitergegeben. Das Moment der Reproduktion sozialer Ungleichheiten liegt nach Pierre Bourdieu ([2014] 1987) in der an den vorliegenden Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata orientierten Herausbildung eines klassenspezifischen Habitus, über den diese Schemata wiederum reproduziert werden. Die Herausbildung des Habitus beginnt in der frühen Kindheit und ist mit der Position der Eltern im sozialen Raum eng

verknüpft. Die soziale Position der Eltern hängt von dem jeweils vorhandenen Kapital ab, das dann die Ausgangsbedingungen für das in die Familie geborene Kind bestimmt. Kapital setzt sich als „akkumulierte Arbeit“ aus drei Kapitalsorten zusammen, die sich stetig ineinander konvertieren lassen und so Vermögen dort vermehren, wo es bereits vorhanden ist (ebd., S.183). Eltern mit hohem kulturellem Kapital können ihren Kindern aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen von klein auf beispielsweise mehr relevantes Wissen für den Lebenslauf oder einen erfolgreichen Bildungsweg mitgeben, als Eltern mit niedrigem kulturellem Kapital. Das Kind internalisiert über das Elternhaus und dessen Umgebung kulturelle Handlungsweisen, die für den weiteren Bildungsverlauf ausschlaggebend sind. Zudem ist mit hohem ökonomischem Kapital eine Investition in die Bildung der Kinder wesentlich einfacher möglich, was einen längeren Bildungs- und Karriereweg wahrscheinlicher macht, welcher häufiger zu statushohen Berufspositionen und damit verbunden auch höherem Einkommen führt. Schon während der Ausbildung, aber auch bei der Suche nach einem Arbeitsplatz, kann einerseits ein weites soziales Netzwerk, beispielsweise in Form der Vermittlung von Praktika oder Ausbildungsplätzen im eigenen oder einem bekannten Betrieb, helfen. Und andererseits sind die in der Kindheit im alltäglichen familialen und klassenspezifischen Handeln erlernten, inkorporierten Sprech-, Denk- und Verhaltensweisen für bestimmte Stellen in der Arbeitswelt unerlässlich (Birkelbach und Meulemann 2017, S. 288f). Nach der „*Herkunftshypothese*“ ist die Herkunft eine handlungsanleitende Ressource, die den gesamten Lebensweg prägt (ebd.). So werden also bereits in der Kindheit wesentliche Grundsteine für den Lebenslauf und die weitere Berufskarriere gelegt (vgl. Bourdieu 2018). Dies gilt insbesondere in hoch stratifizierten Bildungssystemen, wie dem Österreichischen. Zahlreiche Studien zeigen, dass vor allem die Wahl der Schulform im Übergang von der Primärstufe zur Sekundarstufe 1, also die Wahl zwischen Gymnasium und Neuer Mittelschule nach der Volksschule, langfristige Auswirkungen auf den Lebenslauf hat (vgl. Brunefort et al. 2012; Bacher 2008). Dabei spielen häufig nicht nur die Eignung der Kinder für ein Gymnasium, sondern auch die benötigten Ressourcen für einen längeren Bildungsweg der Kinder und die Bildungsaspiration der Eltern eine Rolle (Sackmann 2013, S. 118f). Insbesondere Letzteres ist wesentlich, da Eltern in höheren sozialen Positionen ihre Kinder viel häufiger Gymnasien besuchen lassen, auch und insbesondere unabhängig von deren etwaigen individuellen Begabungen (ebd.). Üblicherweise folgt auf den Besuch eines Gymnasiums auch ein Hochschulstudium, ein Bildungstitel, der als institutionalisiertes kulturelles Kapital eine Notwendigkeit für bestimmte Berufspositionen darstellt (vgl. Bourdieu 2018). Infolge-

dessen vollzieht sich Hartmann (2013) zufolge die Rekrutierung von Eliten ausschließlich innerhalb bestimmter Kreise und so sind bestimmte berufliche Positionen in Wirtschaft, Justiz, Politik und Wissenschaft einer sozialen Klasse vorbehalten, die familiär bedingt vor allem hohes kulturelles und soziales Kapital aufweisen können. Zudem benötigen gewisse Berufswege, wie beispielsweise eine Unternehmensgründung, ein beträchtliches ökonomisches Startkapital, um überhaupt möglich zu sein. Entscheidungen, die sehr risikofähig sind, erfordern einen Rückhalt, der dieses Risiko minimiert oder ermöglicht (Birkelbach und Meulemann 2017, S. 288f).

## 2.3 Legitimation von Ungleichheit

### 2.3.1 Gerechtigkeit

In öffentlichen Debatten über soziale Ungleichheit wird oft Gerechtigkeit als „Kampfbegriff“ herangezogen. Doch wann ist etwas *gerecht*? Wenn von Gerechtigkeit gesprochen wird, gilt es zunächst zu klären, was mit dem viel diskutierten und auch umstrittenen Begriff denn überhaupt gemeint sei. Während er in der Philosophie bereits in langer Tradition existiert, wurde der Gerechtigkeitsdiskurs in der Soziologie, die augenscheinlich soziale Ungleichheitsthematiken ins Zentrum rückt, in der Vergangenheit häufig bloß implizit mitgeführt. Grundsätzlich handelt es sich bei Gerechtigkeit nicht um eine objektive Kategorie, sondern um „*shared 'conceptions of the desirable'*“ (van Deth and Scarbrough 1995, S. 28). Gerechtigkeit dient auf gesellschaftlicher Ebene als „*Brücke zwischen Werten, Prinzipien und Rechten einerseits, sozialen Ungleichheiten andererseits*“; zwischen Idealvorstellungen und Tatsachen der Realität (Müller und Wegener 1995, S. 11). Um ihre Bedeutung auf normativer Ebene nachvollziehbar zu machen, muss sie zunächst als subjektiver Sachverhalt untersucht und verstanden werden. Dies gilt im Besonderen in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche und/oder krisenhafter Ereignisse, in denen das Verständnis von Gerechtigkeit wieder in Frage gestellt wird.

Debatten über die Bedeutung von Gerechtigkeit flammen vor allem dann auf, wenn Prozesse struktureller und politischer Veränderungen stattfinden (Liebig und Sauer 2016, S. 38). Hierfür ist auch die Beschäftigung der Soziologie mit Gerechtigkeit wesentlich, in ihrer Aufgabe beobachtbare soziale Phänomene empirisch zu untersuchen, um zu einem Verständnis ebendieser zu gelangen. Gegenstand der Untersuchung sind im Falle der Ge-

rechtigkeit die gesellschaftlich geteilten Konzeptionen darüber. Im Gegensatz zur normativ-philosophischen Debatte beschäftigt in der Soziologie die Frage, was Menschen faktisch als gerecht erachten und was eben nicht (Müller und Wegener 1995, S. 25). Die Soziologie konzentriert sich in ihrer Arbeit jedoch stets auf solch „*faktische Gerechtigkeitsurteile*“, die Menschen in bestimmten systemischen Kontexten fällen (Müller und Wegener 1995, S. 25). So ist folglich, im Sinne der Dialektik von Struktur und Handlung, auch die Sozialstruktur, im Rahmen derer individuelle Gerechtigkeitsurteile gefällt werden, von Bedeutung (Kittel 2018, S. 2). Die gesellschaftlich geteilten Gerechtigkeitskonzeptionen bilden jenen Rahmen, in dem Individuen in ihren jeweiligen Lebensrealitäten ihre subjektiven Gerechtigkeitsideologien herausbilden.

Im Kontext heutiger westlicher Gesellschaften liegt der Fokus des Aushandlungsprozesses über Gerechtigkeit im Wesentlichen auf der Verteilung von Gütern und Lasten, d.h. wer muss was beitragen und wer darf warum davon profitieren, also der sogenannten „*Verteilungsgerechtigkeit*“ (Liebig und Sauer 2016, S. 39). Gerechtigkeitsvorstellungen sind strukturell vor allem in Institutionen des Sozialstaates manifestiert, der über einen langen Zeitraum gewachsen ist (vgl. Liebig und Mau 2007). Als institutionalisierter Ausdruck der vorherrschenden Gerechtigkeitsideologie beeinflusst dieser die mit bestimmten sozialen Positionen verbundenen Rechte und Pflichten, die die Einzelnen im Gesamtgefüge tragen. Müller (1992) spricht, in Anlehnung an Durkheim, von einem Zusammenspiel von kontributiver und distributiver Gerechtigkeit, bei dem die von bestimmten sozialen Gruppen geleisteten Beiträge, also deren Lasten, zu (Um-)Verteilungszwecken, sprich zum Nutzen anderer, herangezogen werden (S. 25f). Auf individueller oder gruppenspezifischer Ebene leitet sich daraus die Frage ab, ob und inwiefern ein grundsätzliches Einverständnis mit dieser Allokation vorhanden ist. Die Bewertung des makrosoziologischen Gefüges kann laut Wegener (1992) auf mikrosoziologischer Ebene entweder selbstbezogen oder ordnungsbezogen vorgenommen werden (S. 271f). Das bedeutet, dass ein Gerechtigkeitsurteil lediglich in Bezug auf die eigene, individuelle Lage gefällt, oder aber in den Kontext genereller, gesellschaftlicher Prozesse gesetzt werden kann (ebd.). Aus Letzterem lassen sich nach dem von Deutsch (vgl. 1975; 1985) konzipierten „*Mehrprinzipien-Ansatz*“ zumindest vier theoretische Gerechtigkeitsprinzipien ableiten: Gleichheit (*equality*), Leistung oder Beitrag (*equity*), Bedarf (*need*) und Status (*entitlement*) (vgl. Liebig und Sauer 2016; Kittel 2018). Unterscheiden lassen sich diese vier Prinzipien danach, auf welcher Grundlage Rechte und Pflichten bestimmten Positionen zugeteilt

werden. Nach dem Gleichheitsprinzip soll jede\*r das Gleiche erhalten, ungeachtet der jeweiligen individuellen Beiträge. Nach dem Leistungsprinzip ist der im Vorhinein bereits geleistete Beitrag ausschlaggebend für den Bezug. Hierbei wird von relativer Gleichheit gesprochen, wobei ein Vergleich vorgenommen wird. Zugestandener *Output* wird mit investiertem *Input* in Verbindung gesetzt. Gleicher Input führt zu gleichem Output, ungleicher zu ungleichem und wird somit als gerecht erachtet. Das Bedarfsprinzip hingegen zielt darauf ab, so zuzuteilen und umzuverteilen, dass zumindest die Grundbedürfnisse aller gedeckt sind, unabhängig davon, was Individuen investieren können oder eben nicht. Das Statusprinzip orientiert sich letztlich ausschließlich an der erreichten, zugeschriebenen oder ererbten individuellen Statusposition (vgl. Liebig und Sauer 2016).

Diese Formen von Gerechtigkeit sind als Idealtypen zu verstehen und stehen laut Miller (1999) in engem Zusammenhang mit der Art und Weise menschlicher Beziehungen zueinander. Folglich können Individuen kontextabhängig auch unterschiedliche, sogar widersprüchliche Gerechtigkeitsprinzipien verfolgen. Wegener (1992) spricht in diesem Zusammenhang von primärer und sekundärer Gerechtigkeitsideologie, basierend auf der sogenannten *split-consciousness*-Theorie Kluegels (1989), die davon ausgeht, dass sich widersprüchliche Gerechtigkeitsprinzipien ideologisch überlagern können (zit n. Wegener 1992, S. 272f). Dabei gibt es einerseits eine vorherrschende, primäre Ideologie, die als gesamtgesellschaftlich geteilte Konzeption von Gerechtigkeit in unterschiedlichen Systemen institutionalisiert ist, im Zuge der Sozialisation internalisiert wird und grundlegend handlungsanleitend wirkt. Andererseits äußert sich in einem kleineren gruppenbezogenen Rahmen eine klassenspezifische sekundäre Ideologie. Diese wird tendenziell von Individuen mit vergleichbaren sozialen Positionen und Erfahrungen geteilt und steht der primären Ideologie oft konträr entgegen (vgl. Wegener 1992; Liebig und Mau 2007). So kann es also aufgrund der „Ideologienpluralität“ zu einer „Ideologienüberlagerung“ kommen (Wegener 1992, S. 273). Allerdings vereinen nicht nur Individuen gegensätzliche Gerechtigkeitsprinzipien in ihrer Ideologie; auch der nach Esping-Andersen (1990) als konservativ-korporatistisch deklarierte Wohlfahrtsstaat in Österreich setzt sich aus unterschiedlichen Gerechtigkeitsprinzipien zusammen, wenn bspw. Arbeitslosen- und Pensionsversicherung nach dem Beitragsprinzip funktionieren, während mit der Mindestsicherung das Bedarfsprinzip bedient wird. Das soziale Netz spannt sich also auf unterschiedlichen Ebenen nach unterschiedlichen Gerechtigkeitsprinzipien auf.

Auf individueller, als auch auf struktureller Ebene werden je nach Ziel und/oder sozialer Beziehung unterschiedliche Prinzipien angewandt. Liebig und Sauer (2016) stützen die Anwendung der Prinzipien insbesondere auf die zugrundeliegende Art der Beziehung. Ihnen zufolge wird in solidarischen Beziehungen und Gemeinschaften vor allem das Bedarfsprinzip angewendet, während in Gruppen, Netzwerken und Peergroups das Gleichheitsprinzip eine tragende Rolle spielt. Hier beruht die Wahl des angemessenen Gerechtigkeitsprinzips insbesondere auf Langzeitbeziehungen mit starker Bindung (S. 51). Im Gegensatz dazu stützt sich das Leistungsprinzip auf kurzfristige Konkurrenzbeziehungen, die vor allem marktwirtschaftlich typisch sind. Das Statusprinzip kommt in hierarchischen Strukturen, wie bspw. Organisationen, am stärksten zur Geltung (ebd.; Kittel 2018, S. 4).

*“We can conclude from this model that the meaning of justice is not based on any single principle that is superior to any other, competing principle. Individuals can regard different distributive principles as just, applying each of them to different situations according to typical social relationships among the receiving parties, the type of goods or burdens being allocated, and other attributes.” (Liebig und Sauer 2016, S. 51f)*

Umgekehrt kann das (angewandte) Gerechtigkeitsprinzip auch soziale Beziehungen und den ‚Blick auf Andere‘ maßgeblich formen (ebd., S. 50).

Aufgrund der Knappheit von Gütern und Ressourcen ist Verteilungsgerechtigkeit immer und insbesondere in krisenhaften Zeiten Bewertungskämpfen ausgesetzt, die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsstrukturen unterliegen (vgl. Honneth 2003). „*What is regarded as just in a substantial sense varies according to the basic structure of a society*” (Miller 1979, 1999 zit n. Liebig und Sauer 2016, S. 38). Wenn sich also durch Umbrüche die Strukturen einer Gesellschaft verändern, verändert sich mit ihr auch der Diskurs über vorherrschende Gerechtigkeitsvorstellungen und folglich werden diese neu verhandelt. Bisher geltende Prinzipien gesellschaftlicher Ordnung werden in ihrer Bedeutung grundlegend hinterfragt. Sieht man von der theoretischen Begriffskonzeption ab, so erkennt man auch heute einen neu aufflammenden Kampf um die Definition von Gerechtigkeit. Angestoßen wird dieser durch „*die Transformation der Wohlfahrtsstaaten in den OECD-Ländern bzw. de[n] Um- und Abbau sozialstaatlicher Sicherungssysteme der Nachkriegszeit und die Ausweitung marktwirtschaftlicher Prinzipien in alle gesellschaft-*

lichen Sphären hinein“ (Aulenbacher, Riegraf und Völker 2015, S. 56). Dabei setzt sich Leistung gesamtgesellschaftlich weiterhin, institutionell eingeschrieben und individuell internalisiert, als wesentliche Grundlage für Gerechtigkeitsurteile durch (vgl. dazu ua Menz 2017; Aulenbacher et al. 2017; Frick und Grabka 2009). Denn kontributive und distributive Gerechtigkeit stehen in einer Wechselbeziehung zueinander, die das Prinzip der Leistung in den Mittelpunkt rückt (Müller 1992, S. 25f). Auf drei Stufen der kontributiven Gerechtigkeit werden Bewertungen auf der Input-Seite vorgenommen (ebd.). Zunächst münden Differenzierung und Hierarchisierung in eine „*berufliche Rangordnung*“, in der die unterschiedliche Wertigkeit unterschiedlicher beruflicher Positionen für die Gesellschaft festgeschrieben wird (ebd.). In weiterer Folge werden die Positionen bestimmten Menschen aufgrund ihrer Qualifikation zugeteilt und ab dann zählen vor allem „*der individuelle Einsatz und das Engagement*“ (ebd.). Dabei wird eine Bemessung des individuellen Beitrages vorgenommen, der dann als Maßstab für Zu- und Verteilungsmaßnahmen herangezogen wird (ebd.). Eine ähnliche Erklärung bietet in der Soziologie der Strukturfunktionalismus nach Talcott Parsons, der davon ausgeht, dass institutionalisierte Normen und Werten Handlungsziele und -möglichkeiten als normative Muster einschränken. Wer also entsprechend der normativen Muster geleistet hat, erhält auch etwas dafür – bekommt etwas zurück. Ausgangspunkt der Gerechtigkeitsurteile ist dabei immer die individuelle Partizipation am Arbeitsmarkt, also Lohnarbeit.

### 2.3.2 Leistungsnarrativ

Welche Rolle spielt das Leistungsnarrativ zur Legitimation sozialer Ungleichheit in modernen, kapitalistischen Gesellschaften? Durch die Entwicklung zu einer Industriegesellschaft findet Leistung als wesentliches Prinzip über den Arbeitsmarkt Eingang in gesellschaftliche Strukturen und soll vor allem das in der Ständegesellschaft vorherrschende Standesprivileg, das Privileg der sozialen Herkunft, ablösen (vgl. ua. Menz 2017; Honneth 2003). Erstmals werden Erfolge und damit auch soziale Ungleichheiten durch das individuell erbrachte Engagement legitimiert und nicht mehr einfach als gegeben angesehen. Max Weber (1904) beschreibt in seinem Werk „*Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*“ den zur inneren Verpflichtung erwachsenen Arbeitsethos, der die Berufsarbeit moralisch aufwertet und Gewinnstreben legitimiert (Flecker 2017, S. 35ff). In der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die aus der protestantischen Ethik heraus ent-

steht, einmal etabliert sich von dieser jedoch emanzipiert, sollen alle einer Berufsarbeit nachgehen, unabhängig davon, ob individuell wirtschaftliche Notwendigkeit besteht oder nicht (vgl. Flecker 2017). Die Forderung Leistung als Grundlage für Gerechtigkeit heranzuziehen, kam dann von Arbeiter\*innen, die „*die neue Gesinnung der Hingabe an die Berufsarbeit als Selbstzweck*“ übernahmen (ebd., S. 38; Menz 2017, S. 193). Die Leistung der Arbeiter\*innen sollte im Sinne der kollektiven Existenzsicherung auch entsprechend entlohnt werden (ebd.). Erst durch die Entwicklung des Scientific Management wurde das Leistungsprinzip als individuelle Bewertungsgrundlage „*zu einem offiziellen Rechtfertigungsprinzip*“ (ebd.). Die im Taylorismus erfolgte Messbarmachung der geleisteten Arbeit, ermöglicht die Vergleichbarkeit von Leistung und Lohn und verleiht dem Leistungsprinzip Legitimationskraft durch vermeintliche Objektivität (ebd.). Leistung manifestiert sich als wesentliche Voraussetzung in der kapitalistischen Gesellschaft, die zu erfüllen es gilt und für die Belohnung zugestanden wird (u.a. Weiss und Hofmann 2016, S. 2). Soziale Ungleichheit wird hierbei sogar als notwendig erachtet, um Leistung und dadurch wirtschaftliche Erträge zu „motivieren“. Der Grundtenor lautet, ohne Ungleichheit von Erfolgen gäbe es keinen „Anreiz“ für Individuen, die für das Wirtschaftswachstum und die persönliche Entwicklung notwendige Leistung zu erbringen (ebd.).

So etabliert sich Leistung als wesentlicher Motor für Wirtschaftswachstum und als gerechtes Vergleichskriterium für die Entlohnung von Arbeitseinsatz, sowie für die Zu- und Umverteilung von Ansprüchen innerhalb des Staates. Aber auch gesellschaftliche Wertschätzung und Anerkennung stehen im Lichte der Leistungserbringung (vgl. Honneth 2003). Jegliche Ansprüche auf sozialstaatliche Zahlungen sind wesentlich von vorab geleisteten Beiträgen abhängig und Gerechtigkeitsurteile werden vielfach anhand des Vergleichs von Leistungen untereinander gefällt (vgl. Menz 2017). Auch die soziale Durchlässigkeit im Österreich der durch blühende Prosperität gekennzeichneten Nachkriegszeit hat die Manifestation des Leistungsprinzips in allen gesellschaftlichen Sphären gestärkt. Obwohl in Österreich die soziale Herkunft, aufgrund des hohen Stratifikationslevels insbesondere im Bildungssystem, eine bedeutende Rolle für das Erreichen hoher sozialer Positionen spielt (Hajdjar 2008, S. 48), ermöglichte der sogenannte „Austrokeynesianismus“ durch die Wirtschaftspolitik Bruno Kreiskys Steigerungen des Lebensstandards in ungewöhnlich hohem Ausmaß (Weiss und Hofmann 2016, S. 2). Für breite Bevölkerungsschichten trug der individuelle Einsatz und Fleiß Früchte in Form von vorher nicht gekanntem Wohlstand. Es war die „*Blütezeit des Fordismus mit Beschäftigungssicherheit*,

*Wohlfahrtsstaatausbau, „Sozialeigentum“*“ (Castel 2000 zit. nach Aulenbacher et al. 2017, S. 10). So hat sich Leistung als notwendige selbstverständliche Investition für Erfolg quer durch alle gesellschaftlichen Klassen eingeschrieben und eine grundlegende Orientierung an Leistungsnormen etabliert (Dubet 2008, S. 97).

Dieses auf Leistung basierende meritokratische „*Gleichheits- Gerechtigkeits- und Aufstiegsversprechen*“ wird in Zeiten gesellschaftlicher Krisensituationen von manchen jedoch vorsichtig in Frage gestellt (Aulenbacher et al. 2017, S. 10). Durch die zunehmende Abwärtsmobilität und damit zusammenhängende Unsicherheit aufgrund unterschiedlicher folgenreicher Entwicklungen, wie der in der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 gipfelnde, wachsende Einfluss der Finanzmärkte und der Rückgang sozialstaatlicher Maßnahmen, sollte das Leistungsprinzip doch an Glaubwürdigkeit und Legitimationskraft verlieren (ebd.). So wird auch in der Literatur eine „*Erosion des Leistungsprinzips*“ diskutiert, wobei die Ergebnisse bzw. Erfolge, gelöst von individueller Anstrengung zur Bewertung von Leistung und deren Belohnung, herangezogen werden und so einfache Arbeit zunehmend gesellschaftlich entwertet wird (Flecker 2016, S. 39). Trotz dieses Diskurses und obwohl das meritokratische Leistungsprinzip als Gerechtigkeitsversprechen die gesellschaftliche Realität immer weniger abbildet, setzt es sich nach wie vor als Ideal durch. Neuere Untersuchungen zeigen, dass der aufwandsbezogene Leistungsbe- griff, wobei Kompetenzen und Anstrengungen belohnt werden sollen, wesentlich für das Verständnis von Leistungsgerechtigkeit ist (vgl. Kratzer et al. 2015). Von der Erosion des Leistungsprinzips kann also trotz langsam aufkeimenden Misstrauens und Skepsis nicht die Rede sein. Hajdjar (2008) nennt als Begründung für diese Durchsetzungsfähigkeit Eigenschaften, die dem Leistungsprinzip zu eigen sind (S. 48f). Beginnend mit der verbreiteten Überzeugung, Ungleichheit motiviere den notwendigen „Anreiz“ zu individueller Leistung und sei somit für das Funktionieren der Gesellschaft im Gesamten, aber auch für die Herausbildung der persönlichen Identität, essentiell. Institutionalisiert fördern Bil- dungstitel die Persistenz des Leistungsnarrativs durch die Beurteilung von Kompetenz anhand ebendieser Titel, ohne Berücksichtigung der gegebenen sozialen Ungleichheiten und Mechanismen, die im Bildungssystem wirken, um diese zu reproduzieren. Ein weite- rer meritokratischer Charakterzug, der zur Legitimation und Manifestation des Prinzips beiträgt, ist die Individualisierung der Leistungserbringung. Beiträge zu leisten wird Ein- zelnem individuell zugeschrieben und nur davon, also von ihnen selbst, ist ihr persönlicher Erfolg abhängig. Diese Sichtweise überdeckt die vorhandenen klassenspezifischen Un-

gleichheiten. Zu guter Letzt führt Hajdjar an, dass die subjektive, in gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftszusammenhängen ausverhandelte Bedeutung von Leistung „*quasi als natürlich und objektiv definiert*“ wird (2008, S. 48f). Was als Leistung zählt und was nicht scheint somit naturgegeben, unveränderbar und nicht verhandelbar, obschon es tatsächlich veränderlich und umkämpft ist. In Bourdieus (2014 [1987]) Ausführungen ist hierfür die symbolische Macht des Kapitals ausschlaggebend. Honneth (2013) schreibt zur Definition von Leistung, das Leistungsprinzip sei „*während der vergangenen Jahre mittels ideologischer Kampagnen so uminterpretiert worden, dass es nicht mehr Fähigkeiten und tatsächlichen Aufwand, sondern nur noch den monetären Berufserfolg und die faktische Einkommenshöhe zu honorieren scheint*“ (S. 37). In ähnlicher Weise argumentiert Sighard Neckel (2010), dass das Erfolgsprinzip das Leistungsprinzip insofern ablöst, als das bloße Anstrengung die keinen Erfolg erzielt nicht mehr als Leistung anerkannt wird (S. 10ff).

### 2.3.3 Distinktion und Abgrenzung

Mit dem Auseinanderdriften von „Arm und Reich“ gehen laut Wilhelm Heitmeyer (2012) und Sighard Neckel (2010) auch eine Veränderung der Sprache und des gesellschaftlichen Umgangs miteinander einher, die eine zunehmende soziale Spaltung herbeiführen. Im Zuge dessen bildet sich eine vermögende „*Klasse für sich*“, indem die Mitglieder der oberen Klasse also ein Klassenbewusstsein entwickeln bzw. eine „*obere Klasse mit ständischer Lage*“ heraus, die eigene moralische Ansprüche erhebt und sich von der unteren Klasse distanziert (vgl. Heitmeyer 2012; Neckel 2012). Sowohl Heitmeyer, als auch Neckel argumentieren, dass die vermögende Klasse aufgrund ihrer Privilegien die zunehmenden sozialen Ungleichheiten und Missstände in Hinblick auf Einkommens- und Vermögensverteilung nicht wahrnehmen muss und nicht wahrnimmt (vgl. Heitmeyer 2012, S. 41). Das angesichts des Vermögens und der sozialen Position bestehende Privileg fehlender Betroffenheit, ermöglicht der oberen Klasse ihre Lebensweise uneingeschränkt weiterzuführen, vor strukturellen Einflüssen auf prekäre Lebenslagen die Augen zu verschließen und gleichzeitig die Verantwortung für Lebenssituationen ausschließlich dem Individuum zuzurechnen. Daraus resultierende gesellschaftliche Spaltungstendenzen, die von oben herbeigeführt werden, sieht Neckel in seiner theoretischen Konzeption vor allem auf der „*Kultur des Erfolges [...] vermessen in reinen Geld- und Statusbegrif-*

fen“ begründet. So spaltet sich eine globale Finanzelite gesellschaftlich ab und erwirtschaftet finanzielle Rendite auf Risiko der Steuerzahlenden (2010, S. 6 und S. 9f). Ihm zufolge ist „*Refeudalisierung der Sozialstruktur*“ das Ergebnis einer gesellschaftlichen Entwicklung, aufgrund derer die Legitimation sozialer Ungleichheit anhand des Leistungsnarrativs gänzlich durch den bloßen Erfolg, also dem am Markt erzielten ökonomischen Output, ersetzt wurde und Ein- und Ausschluss durch „*Selbstrekrutierung*“ innerhalb höherer Klassen nur noch durch die soziale Lage bestimmt sind (ebd., S. 10ff; vgl. auch Hartmann 2002; 2013). Hierfür ist nicht nur ökonomisches Kapital in Form von Vermögenswerten, sondern auch ererbtes soziales und kulturelles Kapital im Sinne Bourdieus ausschlaggebend (s. Kapitel 2.2). Andere Bevölkerungsgruppen bleiben somit qua Geburt also aus dieser Klasse ausgeschlossen.

Während Neckel seine Theorie von Status auf die „*globale Finanzelite*“ stützt, bezieht sich Heitmeyer auf eine Elite innerhalb des Landes, die sich insbesondere durch Abwertung der anderen abzuheben sucht. So spricht er von einer neuen „*rohen Bürgerlichkeit*“, die sich in dem Verständnis von Ungleichheit als „*Ungleichwertigkeit*“ ausdrückt und damit verbunden „*Herabwürdigung*“ der unteren Klassenlagen Eingang in Sprache und Haltung gegenüber unteren gesellschaftlichen Klassen findet (2012, S. 39): Etwa die Diffamierung jener, die es sich angeblich in der sogenannten „*sozialen Hängematte*“ gemütlich zu machen versuchen oder wenn bestimmte soziale Gruppen dessen bezichtigt werden, lieber „*lange zu schlafen*“, anstatt arbeiten zu gehen (vgl. Flecker 2019). Diese Verrohung der Sprache und herabwürdigende Haltung gegenüber weniger privilegierten gesellschaftlichen Gruppen legitimiert im Umkehrschluss die strukturelle Differenz zwischen den Klassen und damit auch das Abnehmen solidarischer Haltungen, die im Widerspruch zur geforderten Selbstverantwortung stehen (Heitmeyer 2012, S. 41). Durch Distinktion und Abgrenzung nach unten findet eine moralische Selbsterhöhung statt und soziale Positionen werden zur individuellen Verantwortung erklärt. Darin findet sich die „*neoliberale politische Ideologie*“ wieder, die das „*unternehmerische Selbst*“ in den Mittelpunkt stellt und dabei „*verschiedene Formen von Gerechtigkeit, Solidarität und Fairness, die nicht an Effizienz, Nützlichkeit und Verwertbarkeit gekoppelt sind*“ verdrängt (ebd., 39ff). Was bleibt, ist die ständische Differenz bzw. eine obere Klasse, die sich, durch ihre subjektive Vorstellung von Gerechtigkeit und Moral legitimiert und sich zunehmend von Solidarität zwischen den Klassen und gesellschaftlichen Verpflichtungen löst. Dies geschieht oft auch dadurch, dass privilegierte Klassen nur ihre eigene soziale

Welt wahrnehmen und Nicht-Privilegierte und deren Lebenslagen und Lebensrealitäten völlig ausblenden (vgl. Neckel 2012). Dieses Phänomen findet sich nicht nur innerhalb der oberen, sondern auch innerhalb der unteren Klasse und wird in der Literatur als „*problem of fairness*“ bezeichnet (Flecker et al. 2016, S. 7f). So werden Ungerechtigkeiten nur im sozialen Nahraum ausverhandelt, Gerechtigkeit über direkten Vergleich mit dem eigenen sozioökonomischen Umfeld über Ideologie legitimiert und strukturelle gesamtgesellschaftliche Ungleichheiten ausgeblendet (ebd.). Besonders problematisch wäre ein solches Phänomen unter privilegierten Klassen aufgrund ihres, durch die vorherrschenden Macht- und Herrschaftsstrukturen gegebenen, Einflusses auf den gesellschaftlichen Diskurs und Aushandlungsprozesse über geteilte Gerechtigkeitsideologien, sowie aus der subjektiven Wahrnehmung abgeleitete gesellschaftliche Verpflichtungen (vgl. Honneth 2003). Bourdieu (2014 [1987]) zufolge verleiht hohes Kapitalvolumen auch symbolische Macht. Diese äußert sich darin, dass sich die Sichtweise der privilegierten Klasse so durchsetzt, dass sie gesamtgesellschaftlich unhinterfragt übernommen und als geltende Maxime akzeptiert wird. In diesem Sinne sind die Wahrnehmung der vermögenden Klasse hinsichtlich ihrer eigenen sozialen Position sowie ihre Gerechtigkeitsideologien, als auch die damit verbundene Möglichkeit der Einforderung ihrer Vormachtstellung, für die Entwicklung des gesellschaftlichen Zusammenlebens entscheidend. Und so drängen sich Fragen nach den Vorstellungen von Gerechtigkeit und Vermögenslegitimation unter den österreichischen Vermögenserb\*innen auf, die es dringend wissenschaftlich zu beantworten gilt.

Die Forschungsfragen, die dieser Arbeit daher zugrunde liegen, lauten wie folgt:

„Wie werden Vermögen und privilegierte soziale Herkunft vor dem Hintergrund der Deutung der eigenen Lebensgeschichte von den befragten Erb\*innen in der Leistungsgesellschaft subjektiv legitimiert? Wie beurteilen sie soziale Ungleichheit im Lichte ihrer Gerechtigkeitsideologie?“

## 3. Empirisch-methodische Vorgehensweise

### 3.1 Ziel der Arbeit und methodologischer Zugang

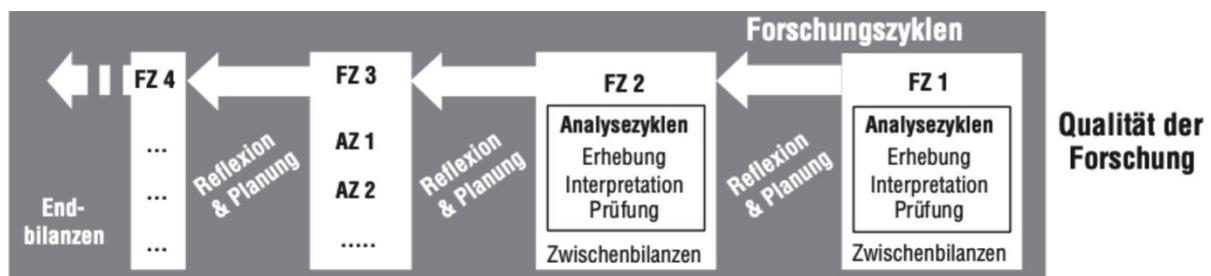
Das dieser Arbeit zugrundeliegende Forschungsinteresse ist die subjektive Wahrnehmung arbeitender Vermögenserb\*innen in Österreich und die Frage, ob und wie sie ihre soziale Herkunft und ihr Vermögen vor dem Hintergrund der Deutung ihrer Lebensgeschichte legitimieren und welche Gerechtigkeitsideologie sie verinnerlicht haben. Im Mittelpunkt dieser Forschungsarbeit steht daher die subjektive Perspektive der befragten Vermögenserb\*innen auf ihre eigene Biografie und wie sie die widersprüchlichen Gegebenheiten mit Sinn versehen; also soziale Wirklichkeiten aus Sicht der Akteur\*innen. Um dieses Verständnis zu ermöglichen ist die Forschungsarbeit im interpretativen Paradigma verortet. Nach Alfred Schütz (1971) gilt es darin, die Konstruktionen des Alltags der Individuen zu rekonstruieren (S. 7). Die Rekonstruktion bezieht sich auf Deutungs- und Wahrnehmungsmuster, die im Laufe der Sozialisation internalisiert werden und deshalb nicht beliebig sind (Rosenthal 2014, S. 39). Es handelt sich dabei um „*kollektiv geteilte Wissensbestände, die auch Handlungs- und Interaktionsregel enthalten*“ (ebd.). Der methodologische Rahmen der interpretativen Sozialforschung lässt somit durch die tiefgehende Analyse von Einzelfällen einen Einblick in noch wenig erforschte Phänomene und Lebenswelten zu (ebd., S. 18). Möglich wird diese Rekonstruktion durch Offenheit, Flexibilität und Reflexivität im interpretativen Forschungsprozess.

### 3.2 Der interpretative Forschungsprozess und das zyklische Forschungsdesign

Die interpretative Sozialforschung zeichnet sich durch ihre besondere Vorgehensweise, beruhend auf den oben angeführten methodologischen Annahmen, aus. Sie folgt keiner linearen Logik, wie es die quantitative Sozialforschung tut, sondern ist durch eine offene, flexible und reflexive Herangehensweise charakterisiert. Das bedeutet zunächst, dass die Forschung nicht im Voraus detailliert planbar ist, sondern sich im Verlauf des Prozesses am Gegenstand selbst orientiert (Froschauer und Lueger 2009, S. 71ff). Wesentlich dafür ist es, möglichst unvoreingenommen an das Untersuchungsfeld heranzutreten.

ten und sich von den Relevanzen im Feld leiten zu lassen (ebd.). Die daraus entwickelten Forschungsfragen und der generierte Erkenntnisstand dienen folglich als Ausgangspunkt für die im Verlauf des Forschungsprozesses zu treffenden Entscheidungen. Der zyklische Prozess ermöglicht dabei ein ständiges Hinterfragen des bereits erarbeiteten Wissens und die kritische Anpassung der Fragestellungen und Analyseverfahren, um der Reflexivität zu entsprechen (ebd.). Die zyklische Vorgehensweise ist gekennzeichnet durch mehrere, in sich geschlossene Einheiten, die „jeweils mehrere Phasen der Planung, Erhebung und Interpretation enthalten und durch Reflexionsphasen verbunden sind“ (ebd.). Die nach Abschluss eines Zyklus generierten Wissensbestände sollen so einer kritischen Prüfung unterzogen werden und der jeweilige Erkenntnisstand als Ausgangspunkt für die Anpassung des Weiteren Vorgehens dienen. Die zwischenzyklische Reflexion findet sowohl auf inhaltlicher als auch auf methodischer Ebene statt und soll so einer willkürlichen Reproduktion der Konstitution sozialer Wirklichkeit entgegenwirken, sowie der Qualitätssicherung interpretativer Sozialforschung dienen (ebd.).

**Abbildung 3-1: Forschungszyklen**



**Darstellung nach Ulrike Froschauer und Manfred Lueger 2009, S. 76**

Zu Beginn der Forschung steht somit das oben angeführte Forschungsinteresse, mit dem Ziel ein neues, noch unbekanntes Forschungsfeld zu ergründen und die darin wirkenden Mechanismen sozialer Wirklichkeits- und Sinnkonstruktion deutend zu verstehen. Der Einstieg in das Feld hängt außerdem von den vorab getroffenen Grundsatzentscheidungen hinsichtlich der methodologischen Position und der Art der Forschung, sowie der Planung der strukturellen und organisatorischen Voraussetzungen, als auch der bestehenden Handlungsbedingungen ab (ebd., S. 76ff). Auch die systematische Auswahl des Datenmaterials erfolgt durch eine prozesshafte Vorgehensweise nach dem „*theoretical sampling*“, begründet von Glaser und Strauss (1967). Demnach wird auf Grundlage der ersten erhobenen Daten und Auswertungen entschieden, welches Material in weiterer

Folge nach theoretischen Vorstellungen in Hinblick auf das Forschungsinteresse zu sammeln ist (Lamnek 2010, S. 167f). So kann vorab keine genau definierte Zahl der zu führenden Gespräche festgelegt werden, sondern diese orientiert sich im Verlauf des Forschungsprozesses an dem Prinzip der theoretischen Sättigung (ebd.). Die Erhebung ist abgeschlossen, sobald keine neuen, für die spezifische Forschungsfrage relevanten Erkenntnisse aus dem Datenmaterial gezogen werden können (ebd.). Wichtiger Bestandteil der interpretativen Sozialforschung ist die Analyse des erhobenen Materials und die Interpretation der Analyseergebnisse. Der Anspruch liegt dabei in der Rekonstruktion latenter Sinngehalte die hinter den Denk- und Handlungsweisen der befragten Personen liegen, also einen Blick hinter die manifesten inhaltlichen Aussagen zu werfen. Im Zuge dessen ist auch die Qualitätssicherung durch die „*Integration von Prüfstrategien*“ über den gesamten Forschungsverlauf von hoher Relevanz (Lueger 2010, S. 15).

### **3.3 Das narrativ-problemzentrierte Interview als Erhebungsmethode**

Neben Offenheit, Flexibilität und Reflexivität ist Kommunikation ein wesentlicher Grundpfeiler der interpretativen Sozialforschung. Eine kommunikative Beziehung zum Forschungssubjekt ist notwendige Voraussetzung, um an bedeutungsstrukturierende Daten zu gelangen. Nach Froschauer und Lueger (2003) ist „*Kommunikation als Schlüsselstelle sozialer Systeme*“ zu sehen (S. 81f). Menschliche Interaktion geschieht über Kommunikation und „*die Art und Weise, wie und in welchem Kontext diese Kommunikation praktiziert wird, gibt Auskunft über das soziale System*“ (ebd.). Da im Mittelpunkt dieser Forschung nicht „objektive“ Wirklichkeit steht, sondern subjektive Relevanzmuster und Sinndeutungen, stellen qualitative Interviews den methodischen Ausgangspunkt dar. So kann aus der dargelegten subjektiven Perspektive der Individuen ihre Denk- und Handlungslogik rekonstruiert werden (ebd., S. 16). Entsprechend dem hier zugrunde liegenden Forschungsinteresse wurden problemzentrierte Interviews nach Andreas Witzel (2000) geführt. „*Die Konstruktionsprinzipien des problemzentrierten Interviews (PZI) (Witzel 1982, 1985) zielen auf eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität.*“ (ebd., S. 1). Möglich ist das über den narrativen Gesprächseinstieg, indem Befragte dazu aufgefordert sind, eine erzählgenerierende Einstiegsfrage zu beantworten, ohne dass dabei Strukturierungsleistungen durch die interviewende Person getätigt wer-

den (Scheibelhofer 2007, S. 404). Lediglich das zu untersuchende Problem, in diesem Fall die subjektive Wahrnehmung des Werdegangs der Befragten, wird durch die Einstiegsfrage bestimmt. Dadurch legen die Interviewpartner\*innen ihre Relevanzsysteme selbst fest, ein für die Offenheit und Unvoreingenommenheit der Forschenden im Forschungsprozess unerlässlicher Zugang. Die Forschungssubjekte stecken so das Forschungsfeld und die für sie relevanten Gegebenheiten selbst ab, woran sich die Forschenden in weiterer Folge orientieren können und sollen (ebd.). Daher kommt Schütze (1977) zufolge der Art und Weise der Formulierung der Einstiegsfrage eine enorm wichtige Rolle für die Interviewsituation und den Interviewverlauf zu. Das gilt auch, weil die Eingangserzählung für das Verstehen im späteren Forschungsverlauf, bei der Interpretation, das Herzstück interpretativer Sozialforschung darstellt. Allgemeine Sondierungen, also entsprechend vorsichtiges Nachfragen zu dem Gesagten, sollen über Erfahrungen die Erzählung und die Erinnerung der biografischen Gegebenheiten anregen (vgl. Witzel 2000). Über die sogenannten Ad-hoc-Fragen können jene Themen, die für die Forschungsarbeit wichtig sind, von den Interviewpartner\*innen aber nicht angesprochen werden, zu einem späteren Zeitpunkt im Interview abgefragt werden (ebd.). Wichtig ist bei der Interviewführung vor allem, dass kein standardisiertes Gespräch stattfindet, das zu einfachen Ja oder Nein Antworten führt, sondern dass zwischen Interviewer\*in und der interviewten Person ein Gespräch entsteht, wobei sich die Gesprächsteilnahme der Interviewer\*in auf „Zurückspiegelungen, Verständnisfragen und Konfrontationen“, sowie aktives erzählmotivierendes Zuhören beschränkt (ebd.; vgl. auch Froschauer und Lueger 2003).

Vor diesem Hintergrund war das Interview auf der Kombination aus einer offenen, erzählgenerierenden Einstiegsfrage, die sich ausschließlich mit der Lebensgeschichte der Befragten befasst und darauffolgend spezifischere Nachfragen zu für die Forschung relevanten Themen aufgebaut. Die Einstiegsfrage lautete, um an die Lebenswelt der Befragten, ihren individuellen Erfahrungen und ihrem persönlichen Verständnis anzuschließen, wie folgt:

*„Zunächst interessiert mich Ihr Werdegang, Ihre Lebensgeschichte von Anfang an bis heute. Wo kommen Sie her und wie sind Sie dahin gekommen, wo Sie heute sind? Also alles, was Ihnen dazu einfällt und für Sie wichtig ist. Bitte nehmen Sie sich für die Erzählung so viel Zeit wie Sie möchten. Ich werde Sie dabei nicht unterbrechen, sondern mir ein paar Notizen machen, auf die ich später zurückkommen werde.“*

Die darauf folgende Erzählung der Lebensgeschichte der Befragten bildet den Kern des Materials der interpretativen Analysen, um die Wahrnehmung der eigenen sozialen Position der Befragten im gesellschaftlichen Gefüge zu rekonstruieren. An eine ausführliche Erzählung der Lebensgeschichte der Befragten mit gesprächsimmanenten Nachfragen, mit dem Ziel das Erzählte zu explizieren, folgten Fragen zu der persönlichen Meinung zu den Themen Wohlstand in Österreich und Gerechtigkeit. Da dieser Forschungsarbeit Fragen nach der subjektiven Wahrnehmung von sozialer Ungleichheit in Österreich und Herausbildung von Gerechtigkeitsideologien zugrunde liegen, dient dieser Gesprächsaufbau auch der gesprächsinternen Validierung. So können latent erarbeitete Denk- und Handlungsmuster mit manifesten Aussagen kontrastiert werden.

### **3.4 Fallauswahl und Zugang zum Feld**

Für die Fallauswahl ist zunächst das hier zugrunde liegende Verständnis von Vermögen und einer privilegierten sozialen Herkunft zu klären. Die Gruppe der Vermögenden ist ausgesprochen heterogen und über die genaue Zusammensetzung und die Höhe des Vermögens ist wenig bekannt, was die Definition der Begrifflichkeit erschwert und weshalb es bislang keine einheitliche Begriffsbestimmung in der Literatur gibt. Für die sozialwissenschaftliche Forschung gelten Vermögende als eine schwer zu erreichende Gruppe, in der Vorbehalte gegen Selbstauskünfte besonders häufig vorkommen (Eckerstofer et al. 2016; Tourangeau et al. 2014). Erste Erkenntnisse über die Vermögensverteilung in Österreich gibt es seit der ersten Welle des *Household Finance and Consumption Surveys* der Europäischen Zentralbank in Kooperation mit der Österreichischen Nationalbank. Den Erkenntnissen liegen vor allem Schätzungen zugrunde, weil die Erfassung von Vermögen in einer Zufallsstichprobe aufgrund ihrer Konzentration auf einen kleinen Teil der

Bevölkerung nach dem bisher angewandten Design schwierig ist und die Tendenz, Fragen nicht oder gemäß sozialer Erwünschtheit zu beantworten, in diesem Untersuchungsfeld stärker ist (ebd.). Die enorm ungleiche Verteilung von Vermögen hat zur Folge, dass sehr viel ökonomisches Kapital im Eigentum eines sehr kleinen Teils der Bevölkerung ist. Das bedeutet, dass Menschen bereits zu den Top zehn Prozent der Verteilung gezählt werden können, wenn sie nennenswerte Vermögenswerte, wie beispielsweise Unternehmenseigentum oder Immobilieneigentum über den eigenen Wohnsitz hinausgehend, vorweisen können. Die privilegierte soziale Herkunft bezieht sich auf das ökonomische Kapital des Elternhauses, also dass die Befragten die Vermögenswerte von ihren Eltern bekommen oder geerbt haben und die Annahme, dass damit einhergehend auch kulturelles und soziales Kapital nach Bourdieu tradiert wurde. Da die hier interessierende Fragestellung auf die Wahrnehmung des durch die soziale Position ererbten Privilegs abzielt, ist der genaue Wert des Privatvermögens nicht ausschlaggebend. Es geht vielmehr um leistungslos erworbenes, also geerbtes Vermögen in Verbindung mit hohen sozialen Positionen, welche eine enorme Besserstellung gegenüber anderen, vermögensarmen Bevölkerungsgruppen ermöglicht. Diese Forschung orientiert sich demnach an Lauterbach et al. (2014), die in ihren Ausführungen familiär tradierten ökonomischen Reichtum ins Verhältnis zum Arbeitsmarkt setzen (S. 10f). Folglich interessieren hier jene Personen, die Unternehmen(sbeteiligungen), Immobilienbesitz und/oder Finanzvermögen geerbt, oder zu Lebzeiten der Eltern teilweise bereits geschenkt bekommen haben. So soll auf die Gruppe der sogenannten „*working rich*“ in (mindestens) zweiter Generation Bezug genommen werden, welche also sowohl nennenswerte Erbschaften, als auch erfolgreiche Berufskarrieren vorweisen (vgl. Gaisbauer 2017; Hansen 2014). Folglich jene Vermögenden, die ihrer sozialen Herkunft eine privilegierte Ausgangsposition verdanken, aber in Ausbildung waren und beruflich tätig sind, um den ererbten Lebensstandard aufrecht zu erhalten bzw. das ökonomische Kapital zu vermehren. Diese bekleiden üblicherweise vor allem Führungspositionen in Unternehmen der Privatwirtschaft oder andere statushohe Berufsposition, wie bspw. Primariate (vgl. Buggler und Dimmel 2017; Hartmann 2002).

Der Feldzugang stellte in dieser Forschungsarbeit eine spezifische Herausforderung dar. Die Untersuchungsgruppe zeichnet sich dadurch aus, Informationen über ihr Vermögen nicht preiszugeben und sich tendenziell bedeckt zu halten (siehe oben). Daher waren sogenannte *gatekeeper*, also vertrauensherstellende Vermittlungspersonen, von immenser

Bedeutung. Diese feldspezifische Problematik wird von Tourangeau et al. (2014) im Kontext schwer zugänglicher Gruppen thematisiert. Die Herausforderung dieser Forschung war letztlich jedoch weniger jene, potentielle Gesprächspartner\*innen und besagte Mittelspersonen zu finden, welche die Kontaktherstellung unterstützten, als dem Vertrauensvorschuss gerecht zu werden und sowohl das Vertrauen der *gatekeeper*, als auch jenes der befragten Personen nicht zu missbrauchen. So war es einerseits wichtig, den Befragten seitens der Forscherin zuzusichern, dass an Informationen über Höhe konkreter Vermögenswerte kein Interesse besteht, sondern die Zusammensetzung nur als Grundlage zur Auswahl der Interviewpartner\*innen dient und dass das Interesse der Befragung bei subjektiven Wahrnehmungen und persönlichen Einstellungen zu gesellschaftlichen Themen liegt. Hemmungen seitens der Forscherin, das Vertrauen zwischen *gatekeepern* und Interviewpersonen nicht zu gefährden, waren zu Beginn vorhanden, konnten dann aber in der Gesprächssituation selbst gelöst werden. Dies war vor allem durch die Art der Gesprächsführung unterstützt. Denn zu Beginn des Interviews hörte die Interviewerin den Befragten bei der Erzählung ihrer Lebensgeschichte aufmerksam zu, ging in weiterer Folge mit Nachfragen zunächst nur auf die besagte Erzählung ein und konnte so eine entspannte und vertrauensvolle Atmosphäre erzeugen. Im späteren Verlauf war es durch das so aufgebaute Vertrauensverhältnis möglich, dass Themen von der Interviewerin angesprochen wurden, die die Befragten durchwegs gut aufnahmen und die Fragen ausführlich beantworteten. Nichtsdestoweniger sollte der Frage nach dem Vertrauen vorab mehr Aufmerksamkeit und eine eingehende und kritische Auseinandersetzung zuteilwerden. Die Hilfeleistung der Vermittlungspersonen war für diese Arbeit essentiell, da das alleinige Anschreiben eigens recherchierter potentieller Interviewpartner\*innen per E-Mail ohne vorherige Ankündigung durch bekannte Personen fast ausschließlich misslang. Aus allen der auf diese Weise versendeten E-Mails wurden lediglich zwei beantwortet, wovon ein Interview tatsächlich zustande kam, der zweite vereinbarte Interviewtermin jedoch – ohne die Interviewerin davon in Kenntnis zu setzen oder nachträglich zu informieren – nicht eingehalten wurde.

Voraussetzung für die Teilnahme waren demnach, wie oben angeführt, die Erbschaft von Unternehmen(sbeteiligungen), Wohnsitz und weitere Immobilien und/oder Finanzvermögen, bei gleichzeitiger (zumindest früherer) Einbindung in den Arbeitsmarkt. Davon ausgehend wurden sechzig bis hundertzwanzigminütige Interviews mit sieben Ver-

mögenserb\*innen geführt, deren Daten in der folgenden Tabelle 3-1 zusammengestellt sind.

**Tabelle 3-1: Sample**

Nr	Pseudonym	Jg.	Beruf	Studium	Eltern	Vermögenserbe
1	Dr. Herbert van Wegen	1940 bis 1950	ehem. Unternehmer; Vermögensverwalter, Immobilien, Land- und Forstwirtschaft	Rechtswissenschaften	Großvater Anwalt, Vater Techniker	Immobilien, Landgut, Schloss, Finanzvermögen
2	Mag. Friedrich Teichmann	1950 bis 1960	selbstständiger Unternehmer;	Wirtschaft	Unternehmens-eigentümer	Unternehmen, Immobilien
3	Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl	1950 bis 1960	Primar, Universitätsdozent	Medizin	Großvater Landwirt, Vater Arzt	Immobilien, Landgut, Schloss
4	Mag. Lucas Kold	1950 bis 1960	selbstständiger Unternehmer;	Wirtschaft	Großvater Unternehmenseigentümer; Eltern Künstler*innen	Immobilien, Finanzvermögen
5	Dr. Richard Eizenschmid	1950 bis 1960	Ärztlicher Direktor, Oberarzt	Medizin	Zentralbank, diplomatische Tätigkeiten	Immobilien, Finanzvermögen
6	Mag. <sup>a</sup> Diana Eber	1970 bis 1980	selbstständige Unternehmerin, Treuhänderin	Wirtschaft	Hoteleigentümer, diplomatische Tätigkeiten	Immobilien, Finanzvermögen
7	Dr. Hannes Gaumauf	1940 bis 1950	ehem. selbstständiger Unternehmer	Wirtschaft	Unternehmens-eigentümer	Unternehmen, Immobilien

Die Daten sind selbstredend aus forschungsethischen Gründen anonymisiert. Den Befragten wurde die Wahrung ihrer Anonymität, sowie jene der mit ihnen in Verbindung stehenden Personen und Institutionen zugesichert. Demzufolge wurden die hier erhobenen Daten so unkenntlich gemacht, dass ein Wiedererkennen mit den Personen oder den mit ihnen in Verbindung stehenden Institutionen unmöglich ist. Wenn notwendig, wurden Namen und jedwede Angaben so verändert, dass sie die für den/die Leser\*in notwendige Information darstellen, ohne auf die tatsächlichen Personen zurückführbar zu sein. Die in der Tabelle dargestellten Angaben beruhen in erster Linie auf eigenen Aussagen im Verlauf des Interviews aber auch auf den rund um die Untersuchung gesammelten Informationen über Websites sowie den Auskünften der *gatekeeper*. Nicht bekannt, aber auch nicht relevant, ist, wie oben bereits angeführt, die genaue Höhe der angegebenen Vermögenswerte. Alle Befragten stammen, und das ist für diese Forschungsarbeit wesentlich, bereits aus einem vermögenden Haushalt. Im Sinne der zyklischen Vorgehensweise des interpretativen Forschungsprozesses wurde zunächst das Interview mit Dr. Herbert van Wegen geführt, transkribiert und analysiert. Auf Basis der Reflexion der ersten Erfahrungen und den ersten Erkenntnissen aus dem Forschungsfeld wurde die weitere Vorgehensweise, insbesondere der *topic guide* für das Interview und die Technik der Gesprächsführung adaptiert. Das bedeutet, die themenspezifischen Fragen durch die Interviewerin wurden auf das Mindestmaß reduziert und der Fokus auf die Eingangserzählung und das darin immanente Nachfragen gelegt, um möglichst Nahe an die subjektiven Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der befragten Personen zu gelangen. In einem weiteren Zyklus wurden Mag. Friedrich Teichmann, Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl und Mag. Lucas Kold befragt. Anfängliche Analysen und die Reflexion der Zwischenergebnisse machten einen weiteren Erhebungszyklus erforderlich, in welchem Interviews mit Dr. Richard Eisenschmid, Mag.<sup>a</sup> Diana Eber und Dr. Hannes Gaumauf geführt wurden. Mit Abschluss des dritten Forschungszyklus war die für die Forschungsfrage relevante Erkenntnisgewinnung im Sinne des *theoretical sampling* weitgehend erfüllt und auch die dieser Arbeit zugrundeliegenden Ressourcen waren erschöpft. Die auf diese sieben Gespräche angewandte Analysemethoden werden im folgenden Abschnitt zur Nachvollziehbarkeit der Erkenntnisgewinnung dargestellt und im Anschluss daran an einem Analysebeispiel aufgezeigt.

### 3.5 Feinstruktur- und Themenanalyse als Auswertungsmethoden

Zur Datenauswertung wurden die verschriftlichten Gespräche herangezogen, zu deren Aufnahme und Transkription die Befragten im Vorfeld unter Zusicherung der Anonymisierung schriftlich zugestimmt haben. Aufgrund der geplanten hermeneutischen Feinstrukturanalyse wurden die Interviews sehr detailliert transkribiert. Folglich wurde nicht nur das gesprochene Wort, sondern auch Sprechpausen, Laute, Emotionen und Nebengeräusche niedergeschrieben, um den Kontext, sowie die Art und Weise des Gesagten erfassen zu können; Dialekt und Umgangssprache wurden, wenn vorhanden, beibehalten. Sensible Personendaten und Informationen zu für die Befragten wichtigen Institutionen wurden zur Wahrung der Anonymität verändert.

Als verschriftliche Kommunikation repräsentieren die transkribierten Interviews subjektive Sinnstrukturierungen, die durch den Prozess der verstehenden Sinnrekonstruktion in einem bestimmten Untersuchungsfeld nachvollziehbar gemacht werden können (Froschauer und Lueger 2003, S. 80). Die grundlegende Annahme ist dabei, dass

*„allen Äußerungen eine objektive Bedeutung unabhängig vom sprechenden Subjekt zum Tragen kommt, die über dessen bewußte [sic!] Handlungsabsichten und Meinungen hinausreicht. Dieser Bedeutungsgehalt repräsentiert die Struktur der diese Person umgebenden Lebenswelt und die darin vorherrschenden Normen und Regeln.“ (vgl. ebd., S. 100).*

Um diese latenten Sinnstrukturen herausarbeiten zu können, sind hermeneutische Analyseverfahren notwendig. So wurden zur Beantwortung der Forschungsfrage zwei Analyseverfahren, die Feinstruktur- und die Themenanalyse nach Ulrike Froschauer und Manfred Lueger (ebd., S. 110ff), kombiniert. Als hermeneutisches Verfahren wird die Feinstrukturanalyse an den Beginn der Analysen gestellt, um dem Material möglichst offen, unvoreingenommen und explorativ zu begegnen. Im weiteren Analyseverlauf wird die Themenanalyse als textreduzierendes Verfahren zur Bearbeitung von umfangreichem Analysematerial, sprich die vollständige Analyse der Gespräche, sowie zur deren Fallkontras-

tierung herangezogen. Diese mündet dann in die, am Idealtypus nach Max Weber orientierte, Typenbildung nach Kelle und Kluge (2010).

### 3.5.1 Feinstrukturanalyse

Die Feinstrukturanalyse steht in einer interpretativen Forschungsarbeit als „*feines Instrument*“ am Beginn der Forschung und kennzeichnet vor allem den Einstieg in die Analyse des Forschungsfeldes (Lueger 2010, S. 186ff). Im Vordergrund steht dabei die „*extensive Sinnauslegung*“ kleinster Sequenzen, also Sinneinheiten, um jene latenten Sinngehalte offenzulegen, die hinter dem Gesagten liegen (ebd.). Es geht dabei zentral um die Frage, was *zwischen den Zeilen* steht, also vor allem das *Nicht-Gesagte* und dessen Bedeutung herauszuarbeiten. Wichtig ist hierfür, dass die zu analysierenden Inhalte den Analysierenden vorab nicht bekannt sind. So ist es wesentlich, dass die Interviewerin selbst nicht aktiv am Analyseprozess beteiligt ist, sondern diesen lediglich anleitet und so auch die zu interpretierende Stelle auswählt. Für diese Forschungsarbeit wurden jeweils die ersten relevanten Zeilen der Eingangserzählung, sowie weitere, für die Forschungsfrage der subjektiven Deutung der eigenen Lebensgeschichte bedeutsamen Sequenzen herangezogen. Zudem wurden weitere bewusst, als auch zufällig ausgewählte Stellen feinstrukturiert analysiert, um Erkenntnisse über die subjektive Legitimation der individuellen Privilegien zu gewinnen.

Zum besseren Verständnis und für die Nachvollziehbarkeit der analytischen Vorgehensweise sowie der Darlegung der Bedeutung der „*extensiven Sinnauslegung*“, werden hier die einzelnen Analyseschritte beschrieben (Froschauer und Lueger 2003, S. 115f). Nachdem die erste Sequenz zur Analyse so ausgewählt wurde, dass diese gerade noch Sinn ergibt, wird deren manifester Inhalt kurz zusammengefasst, um in einem ersten Schritt die „*alltagsweltliche Bedeutung*“ der Einheit festzuhalten (ebd.). In einem zweiten Schritt wird der „*subjektive Sinn*“ erfasst, indem der Frage auf den Grund gegangen wird, welche „*Funktion*“ die Aussage hat und mit welcher „*Intention*“ sie getätigt wurde (ebd.) Dazu ist es erforderlich, dass sich die Interpretierenden in die Rolle der befragten Person hineinversetzen und alle Möglichkeiten hinsichtlich des kontextuellen Zustandekommens der Aussage ausloten. Dabei werden auch mögliche Einflüsse der Interviewsituation, sowie die Beziehung zwischen Interviewerin und Interviewten, reflektiert. Dem folgt der

dritte Schritt, das Herzstück hermeneutischer Analysen, nämlich die Analyse der zugrundeliegenden „*latenten Momente*“ und deren „*objektive Konsequenzen für Handlungs- und Denkweisen*“ (ebd., S. 116). Aufgrund der Wichtigkeit dieses Schrittes für die gesamte Interpretation, sollte diesem besondere Aufmerksamkeit zuteilwerden. Unter Einbezug des theoretischen Vorwissens und vorhandenen Kontextwissens sollten möglichst viele Lesarten zur Anwendung gelangen (ebd.). In diesem Schritt kommen insbesondere auch die Besonderheiten der sprachlichen und nicht-sprachlichen Äußerungen und deren Bedeutung zur Geltung. Darauf folgend wird im vierten Schritt die „*Rollenverteilung*“, also „*Rollenbeziehung und Zuschreibungen zu bestimmten Personen*“, analysiert. Abschließend werden im fünften und letzten Schritt alle denkbaren Anschlussoptionen geprüft. Dabei geht es um die Überlegung, welche Aussagen in der nächsten Analyseeinheit sinnvollerweise, aufgrund der durch die Analyse getroffenen Annahmen, erwartbar sind (ebd.). Dabei werden auch Prüfkriterien festgelegt, die definieren, welche Äußerungen „*in den folgenden Textausschnitten für oder eben gegen eine bestimmte Art der Auslegung sprechen könnten*“ (ebd.). Die Übergänge zwischen den einzelnen Schritten sind fließend und nicht so klar abgegrenzt, wie die beschriebene idealtypische Anleitung. Überlegungen zu den einzelnen Schritten können ineinander übergreifen. Wesentlich ist, dass genügend Zeit für die extensive Sinnauslegung und das kritische Hinterfragen der getroffenen Annahmen aufgebracht wird, um voreilige Schlüsse zu unterbinden. Die Analyse der einzelnen Sequenzen wird dann im Sinne der wahrscheinlichen Bedeutung der gesamten Textstelle zusammengeführt.

### 3.5.2 Themenanalyse

Da die Feinstrukturanalyse nur auf kurze Sequenzen und, wenn schon nicht auf ein gesamtes Gespräch, dann erst recht nicht für mehrere lange Interviews angewendet werden kann, bietet die Themenanalyse als textreduzierendes Verfahren eine passende methodische Ergänzung. Ziel der Themenanalyse ist es, einen Überblick über die Themen, ihre Kernaussagen und deren Kontext zu bekommen (Froschauer und Lueger 2003, S. 158ff). Diese Analysemethode wurde hier angewandt um zum einen weitere relevante Textstellen für die Feinstrukturanalyse zu identifizieren, und um zum anderen die Meinungen und Einschätzungen der befragten Personen zu den hier interessierenden Themen systematisch aufzuarbeiten. Die Texte werden also einer reflektierenden Zusammenfassung un-

terzogen. Kernelement der Themenanalyse ist die Charakterisierung der auftauchenden Themen, um sowohl Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten innerhalb eines Gesprächs, oder zwischen mehreren, erkennbar zu machen (ebd.). Die Themenanalyse stellt weiters auch die Grundlage zur Typenbildung nach Kelle und Kluge dar. Die fünf Schritte der Themenanalyse werden im Sinne der Nachvollziehbarkeit im Folgenden kurz dargestellt.

Zunächst werden im ersten Schritt die Themen und die jeweils zugehörigen Textstellen identifiziert (Froschauer und Lueger 2003, S. 160ff). Grundsätzlich ist die Forschungsfrage der ausschlaggebende Anhaltspunkt für relevante Themen, wobei in einer ersten Phase Themen noch möglichst offen ausgearbeitet werden sollten. Im zweiten Schritt werden die „wichtigsten Charakteristika eines Themas“ unter Berücksichtigung der Zusammenhänge, in denen es zur Sprache kommt, herausgearbeitet (ebd.). Wesentlich ist dabei auch die Feststellung, ob das Thema von der befragten Person selbst, oder von der Interviewerin eingebracht wurde. Auf die Charakteristika folgt in einem dritten Schritt die Herausarbeitung der Unterschiede, die innerhalb der Themen in einem oder in verschiedenen Gesprächen auftauchen. Hier setzt nun über die kontrastierenden Fallvergleiche eine über den Einzelfall hinausgehende Analyse an, um verallgemeinernde Erkenntnisse zu generieren. Der Themenabfolge wird im vierten Schritt Beachtung geschenkt. Sie gibt Aufschluss über „die Verknüpfungslogik der Themen untereinander und mit sozialen Beziehung“ (ebd.). Das ist jedoch nur bei offen geführten Gesprächen überhaupt möglich, dann wenn die Themensetzung nicht von der interviewenden Person vorgegeben ist. Im fünften Schritt geht es darum, die „Themencharakteristika in den Kontext der Forschungsfrage [zu] integrieren“ (ebd.). Dabei werden die Themen in einen Gesamtzusammenhang gebracht, der für die zugrundeliegende Forschungsfrage relevant ist und zu einem tiefergreifenden Verständnis des untersuchten Phänomens beiträgt. Die aufgetretenen Differenzen sollen dabei jedenfalls nicht unterschlagen, sondern dargestellt werden und Hinweise für denkbare Erklärungen oder Lücken für Anschlussanalysen bieten.

### **3.6 Typenbildung**

Wie kann nun von den untersuchten Fällen auf größere Zusammenhänge und gesellschaftliche Strukturen geschlossen werden? Generalisierungen von Zusammenhängen können über systematische Vergleiche erarbeitet werden (Przyborski und Wohlrab-Sahr

2013, S. 361f). Die Generierung von Theorie basiert auf kontrastiven Fallvergleichen, wie sie im dritten Schritt der Themenanalyse durchgeführt wurde. Die darauf aufbauenden Ergebnisse orientieren sich an dem von Max Weber erarbeiteten Konzept der Idealtypen (ebd.). Die Typenbildung geht in der Soziologie zum einen auf Max Weber zurück, der den Begriff des Idealtypus geprägt hat und zum anderen auf Alfred Schütz, welcher die phänomenologische Soziologie begründet hat (Kelle und Kluge 2010, S. 83ff). Dabei wird ein Modell sozialer Wirklichkeit erarbeitet, das auf das untersuchte empirische Phänomen zurückgeht und zwischen Empirie und Theorie steht. Nach Schütz ist die Bildung von Typen das Element sozialen Handelns schlechthin, als das es alltagsweltliches Verstehen und Kommunizieren überhaupt erst ermöglicht (ebd.). Würden alltägliche Handlungen und Ereignisse nicht abstrahiert und abstrakten Konzepten zugeordnet, könnte zwischenmenschliche Kommunikation nicht funktionieren.

Praktisch werden die analysierten Fälle bei der Typenbildung gruppiert, also anhand bestimmter Merkmale im Kontext der Forschungsfrage in Typen eingeteilt. Die Typenbildung arbeitet mit „*interner Homogenität*“ und „*externer Heterogenität*“ (Kelle und Kluge 2010, S. 85). So sollen die Merkmale eines Typus untereinander möglichst ähnlich sein und sich von den Merkmalen der anderen Typen möglichst unterscheiden. Ein Typus vereint somit alle Einzelfälle in sich, die sich hinsichtlich ihrer Eigenschaften ähnlich sind und wird dadurch charakterisiert (ebd.). In der vorliegenden Arbeit handelt es sich bei den zugrundeliegenden Fällen um die jeweiligen Interviewpartner\*innen als Einzelfälle. Die herausgearbeiteten Typen erfassen diese Realfälle selbstverständlich nicht in all ihren Facetten, wohl aber die durch die Personen als Akteur\*innen hervorgebrachten und von diesen reproduzierten Muster im Kontext der hier interessierenden Forschungsfrage (Przyborski und Wohlrab-Sahr, S. 360). Ausgangspunkt der Typenbildung ist somit die anhand der individuellen Akteur\*innen rekonstruierte Fallstruktur, aus der durch den Vergleich mit systematisch ähnlichen Fällen, entlang der für die Forschungsfrage wesentlichen theoretischen Dimensionen, ein abstrakter Typus herausgearbeitet wurde (ebd., S. 380). Dieser Prozess erfolgt üblicherweise anhand von vier Schritten nach Kelle und Kluge, wobei in dieser Arbeit die durchgeführte Themenanalyse nach Froschauer und Lueger, in der ebenso für die Forschungsfrage relevante Themen identifiziert und sowohl charakterisiert als auch kontextualisiert werden, zur Bildung von Typen herangezogen wurde. Ziel ist es, auf diese Weise zu einer Verallgemeinerung der Erkenntnisse zu gelangen, die über den Einzelfall und dessen Einzigartigkeit hinausgeht. So sollen anhand

der Einzelfallanalysen Strukturen und Mechanismen aufgezeigt werden, die auf umfassendere Wirkungszusammenhänge verweisen. Um die ausgeführten Analyseschritte nachvollziehbar zu machen und die methodische Vorgehensweise im Sinne der Validierung der Forschung offenzulegen, sei am Ende des Methodenkapitels ein praktisches Analysebeispiel angeführt, an dem sich die Leser\*innen dieser Arbeit orientieren können. Es werden keine Behauptungen aufgestellt, dass die hier erarbeiteten Thesen wahr seien, sondern dass diese die im Hinblick auf das Forschungsinteresse und im Zuge der Analyse herausgearbeitete, wahrscheinlichste Lesart darstellen. Dazu wurden nach Möglichkeit Qualitätssicherungsmaßnahmen angewendet, die im Folgenden dargestellt und diskutiert werden.

### **3.7 Qualitätssicherung der Interpretationsergebnisse**

Der Qualitätssicherung kommt im Rahmen interpretativer Sozialforschung besondere Bedeutung zu, um die Zuverlässigkeit der Ergebnisse sicherzustellen. Dabei geht es nicht darum, die „Wahrheit“ der Erkenntnisse zu legitimieren, denn diese ist schon in der Logik der interpretativen Sozialforschung als solche nicht „objektiv“ denkbar. Vielmehr gibt es unterschiedliche Lesarten und Interpretationswege subjektiver Sinnstrukturierungen. Im Wesentlichen geht es darum darzustellen, dass die erarbeitete Lesart nicht beliebig, sondern wahrscheinlicher ist, als andere Lesarten. Die interpretative Sozialforschung bedient sich demnach an Strategien zur Qualitätssicherung, die im Rahmen einer Masterarbeit nur beschränkt eingehalten werden können, dient sie doch als Qualifikationsarbeit im Alleingang dem Nachweis *„wissenschaftliche Themen selbstständig sowie inhaltlich und methodisch vertretbar zu bearbeiten“* (Curriculum Masterstudium Soziologie 2014 § 6). Ein wesentlicher erster Schritt der Qualitätssicherung ist, so argumentieren Froschauer und Lueger (2003), die Dekonstruktion von Vorwissen und das Systematisieren von Zweifel (S. 167f). Es geht dabei darum, sich das bereits erworbene Wissen und die eigene subjektive Sichtweise auf das Untersuchungsfeld bewusst zu machen, diese zu reflektieren und im Forschungsprozess ständig zu hinterfragen. Dabei stehen die aufgrund der unzureichenden Ressourcen im Rahmen einer Masterarbeit schwierig zu bewältigenden Qualitätsprinzipien, wie die Analyse und Interpretation im Team, sowie die Trennung von Erhebung und Analyse, im Zentrum dieses Abschnittes. Die Teamanalyse gelang dank der Unterstützung von zahlreichen Studienkolleg\*innen, aber auch der Disziplin fremden

Personen, die sich die Zeit nahmen und dabei die Mühe machten, die einzelnen Analyse-schritte trotz Anstrengung mit größter Konzentration, Neugierde und Ernsthaftigkeit durchzuführen. Sie seien im Vorwort anerkennend erwähnt. Einige fanden dabei sogar Gefallen an der interpretativen Forschungslogik. Um die „*Trennung der Generierung von Handlungs- und Analysewissen*“ in Ansätzen zu gewährleisten, war die Rolle der Forscherin in den gemeinsamen Analysesitzungen ausschließlich anleitend und moderierend (ebd.). Inhaltlich waren eine bewusste Zurücknahme und vor allem Disziplin für das bewusste Zurückhalten von bereits bekannten Informationen essentiell. Die Analysesitzungen wurden von der Forscherin dokumentiert. Ebenso war das kritische Rückfragen und fördern der argumentativen Ausverhandlung der unterschiedlichen Lesarten durch die Forscherin für die Analyse wesentlich. Diese Ausführungen beziehen sich auf alle fein-strukturiert analysierten Sequenzen und Teile der Themenanalyse. Der Großteil der Themenanalyse, sowie die Typenbildung wurden letztlich von der Forscherin alleine durchgeführt.

### **3.8 Analysebeispiel**

Die „*exemplarische Darstellung sensibler Forschungselemente*“ ist ein wesentlicher Bestandteil der Qualitätssicherung qualitativ-interpretativer Forschung auf der Ebene des Wissenschaftssystems (Froschauer und Lueger 2003, S. 169f). Ziel ist dabei, die Vorgehensweise der hermeneutischen Analysen aufzuzeigen und so die Verlässlichkeit und das Vertrauen in die Forschungsarbeit sicherzustellen. Da die Aufbereitung des gesamten Analyseprozesses aufgrund des Umfangs, sowie der Sensibilität der Daten nicht möglich ist, erfolgt die Illustration anhand eines exemplarischen Beispiels. Dazu wurde die Eingangserzählung eines Interviews gewählt, das heißt die Antwort auf die Frage nach dem Werdegang und der Lebensgeschichte (siehe oben Kapitel 3.3). Die Analyse dieser Sequenz wurde in einer Interviewgruppe, angeleitet von der Forscherin als kritische Moderatorin der Analyse und Diskussion, durchgeführt. B steht in der Analyse für die befragte Person, I für die interviewende Person. Danach ist die Themenanalyse anhand eines Einzelfalls dargestellt, gefolgt von einem Auszug der fallübergreifenden Themenanalyse, die letztlich zur Typenbildung geführt hat. Da das im Folgenden dargestellte Analysebeispiel der Veranschaulichung des Analyseprozesses und der Nachvollziehbarkeit der Vorge-

hensweise dient, handelt es sich um ein stark reduziertes Exempel der durchgeführten Analysen im Forschungsprozess.

### 3.8.1 Feinstrukturanalyse (exemplarisch)

#### 1. Sinneinheit „(Atmet ein) Ja ähm (- - -)“

	<b>Para-phrase</b>	<b>Intentionen / Funktionen</b>	<b>latente Bedeutungen</b>	<b>Rollenverteilung</b>	<b>Anschlussoptionen / Prüfung</b>
S.1 Z.1	Ich denke über die Frage nach und beginne die Erzählung, nachdem ich meine Gedanken gesammelt habe.	B. lässt die Frage wirken. Nimmt sich Zeit, über die Antwort nachzudenken. Antwortet nicht voreilig. Signalisiert I., dass er die Frage beantworten wird („ja“). Signalisiert I., dass er sich die angebotene Zeit zum Nachdenken nimmt.	„(Atmet ein)“ B. ist im ersten Moment mit der sehr offenen und umfassenden Frage überfordert. B. ist der I. gegenüber skeptisch, muss die Frage wirken lassen und überlegen, wie er die Erzählung darstellen möchte. „Ja ähm (---)“ B. freut sich über die Frage und ist bereit, sie ausführlich zu beantworten, dafür nimmt er sich Zeit, darüber nachzudenken. B. nimmt die Frage an und ist bereit, die Frage ausführlich zu beantworten, braucht aber einen Moment, um seine Gedanken zu sortieren. B. wird seine Lebensgeschichte erzählen, muss aber überlegen, wann diese beginnt und wer involviert ist.	B. kann I. noch nicht einschätzen, nimmt die Frage an, antwortet aber nicht unüberlegt. B. hat keine Eile, schnell auf die Frage einzugehen, hält eine Pause aus, respektiert den Wunsch der I. das Interview zu öffnen und ausführlich über seinen Werdegang zu sprechen. Ist daran gewöhnt, Zeit zu haben, sich mitzuteilen, während andere auf seine Äußerung warten. Fühlt sich der I. gegenüber überlegen und kann sich daher ausreichend Zeit nehmen, seine Gedanken zu ordnen, ohne dies mit einem Hinweis zu versehen. Interviewsituation ist entspannt.	Rückfrage an I. „wo soll ich anfangen?“  Erzählung der Lebensgeschichte, entweder orientiert an allgemeinen Institutionen, bei großer Skepsis oder persönlich, bei Sympathie.

Zusammengefasst gibt es drei wahrscheinliche Varianten, wie das Interview weiter ver-

laufen könnte. Grundsätzlich deutet die erste Reaktion auf die Frage auf eine gewisse Selbstsicherheit der befragten Person hin, da sich diese die Zeit nimmt, die Frage und die Situation für sich selbst einzuordnen, evtl. das Interesse der Interviewerin abzuschätzen und über die Antwort darauf nachzudenken. Zwei Pausen, die nicht allzu kurz sind und von dem Befragten gut ausgehalten werden, ohne einer Rechtfertigung zu bedürfen weisen darauf hin. Der Befragte fühlt sich von der Interviewerin grundsätzlich respektiert, er blockt die Frage nicht ab, sondern nimmt sie an, denkt zumindest für sich darüber nach. Er signalisiert der Interviewerin, dass er die Frage prinzipiell beantworten wird. Ist er mit der Frage überfordert, weil sie zu umfassend ist, wäre mit einer Rückfrage an die Interviewerin zu rechnen, zu welchem Zeitpunkt er denn mit der Erzählung beginnen solle. Eine Rückfrage würde auch auf Skepsis gegenüber der Interviewerin hindeuten, sowie eine Anschluss Erzählung, die eher oberflächlich ist. Folgt eine persönliche Erzählung der eigenen Lebensgeschichte, kann davon ausgegangen werden, dass die Interviewsituation entspannt und der Befragte der Interviewerin gegenüber offen ist und Vertrauen aufbauen kann. Andere Varianten sind eher unwahrscheinlich, wie bspw. eine Verweigerung der Erzählung, da der Befragte sonst nicht „Ja“ gesagt hätte. Auch ein schnelles abhandeln der Lebensgeschichte ist unwahrscheinlich, da sich der Befragte bereits einige Sekunden Zeit genommen hat, um über die Einordnung der Frage und den Rahmen seiner Antwort nachzudenken.

## 2. Sinneinheit „vielleicht beginnen wir dann ganz am Anfang“

	<b>Para- phrase</b>	<b>Intentionen / Funktionen</b>	<b>latente Bedeutungen</b>	<b>Rollen- verteilung</b>	<b>Anschluss- optionen / Prü- fung</b>
S.1 Z.1	Ich habe ent- schieden meine Lebens- geschichte von An- fang an zu erzählen.	Einordnung der Erzählung für B. und für I.; Infor- mation, dass B. Frage annimmt und möglichst viel erzählen wird. Was als Nächstes folgt, steht für B. am Anfang seiner Lebensgeschichte. Signalisiert, dass er sich für die Erzäh- lung Zeit nimmt	Fühlt sich sicher und möchte über sich und seine Lebensgeschich- te sprechen. Er hat nichts zu verbergen und muss auch nichts verheimlichen. „viel- leicht [...] dann“ ei- gentlich hatte er sich etwas anderes erwar- tet, aber aufgrund der Frage beginnt er zeit- lich früher, als vorab angenommen. Für die Antwort ist das Wissen	„Wir“ bezieht I. in die Er- zählung ein, vertraut ihr.  Öffnet die Erzählung weit, ist ent- spannt und fühlt sich mit I. wohl.  „der Anfang“ ist für B. be-	Es folgt eine Erzählung aus der Kindheit, je nachdem was für B. aus dieser Zeit einschneidende Relevanz hat. Das können die Eltern sein, ande- re Bezugsperso- nen, Geburtsort, die Zeit seiner Familie vor sei- ner Geburt.

		und lädt I. zum Zuhören ein. Lockert Atmosphäre auf, baut Spannung für Erzählung auf.	um den Kontext der Lebensgeschichte von Anfang an für I. relevant. „ <i>Vielleicht</i> “ – hat davor mögliche Erzählvarianten abgewogen und sich dann entschieden, bevor er weiter-gesprochen hat. „ <i>ganz am Anfang</i> “ ist das was <u>vor</u> dem relevanten Anfang war; B. geht in der Zeit weit zurück, vor ein wesentliches Ereignis und wird chronologisch erzählen.	deutungs-voll. „ <i>vielleicht</i> “ B. gibt I. die Möglichkeit (Hinweis), geben seine Vorgehensweise Einspruch zu erheben.	Hat ihn seine Familie nicht geprägt, setzt die Erzählung später in Bezug auf Bildungsinstitutionen an.
--	--	---	--	--	--

Diese Sequenz weist darauf hin, dass in weiterer Folge etwas aus dem Leben des Befragten folgt, das ihn im Kontext seiner Lebensgeschichte und seines Werdegangs sehr geprägt hat. Es steht jedoch vor einem Ereignis, das wesentliche und ausschlaggebende Bedeutung für seine Erzählung hat. Dass er die Darstellung öffnet und weit ausholt zeigt, dass er der Interviewerin vertraut und die für ihn wichtige Geschichte umfassend erzählen wird, ohne auf wichtige Details zu verzichten. Abhängig davon, wer seine Identität, die sich im Verlauf der Lebensgeschichte entwickelt, geprägt hat, folgt eine Erzählung über die Familie, insbesondere die Eltern, andere Bezugspersonen, evtl. auch Großeltern oder spätere Institutionen in seinem Leben, wie etwa die Schule oder was danach kam. Denkbar ist auch eine Schilderung seines Wohnortes. Ein Abbruch der Erzählung ist nun noch unwahrscheinlicher, so auch Rückfragen an die Interviewerin und auch, dass der Befragte die Geschichte schnell abhandeln wird, wäre eher überraschend. Im Kontext der ersten Sinneinheit kann angenommen werden, dass der Befragte vorab über das Interview nachdachte und eine andere Einstiegsfrage erwartet hatte, weshalb er ursprünglich einen anderen Zeitpunkt für den Beginn seiner Erzählung geplant hatte. Da er der Interviewerin aber vertraut, rückt er von seinen Vorannahmen über das Interview ab und sich durch die Frage auch nicht eingeschüchtert oder ähnliches fühlt, geht auf diese ein.

### 3. Sinneinheit „*mein mein Vater*“

	Para-phrase	Intentionen / Funktionen	latente Bedeutungen	Rollen-Verteilung	Anschlussoptionen / Prüfung
S.1 Z.1	Ganz am Anfang steht mein Vater.	Hinweis, dass der Vater eine Rolle spielt. Wichtig für Lebensgeschichte, Werdegang, Identitätsbildung ist der Vater. Bringt Vater in das Gespräch ein. Intention: will Vater als Teil seiner Lebensgeschichte erwähnen; muss Vater als Teil seiner Lebensgeschichte erwähnen.	Dass der Vater dem Befragten als erstes einfällt, deutet auf eine zentrale Rolle in seinem Leben und evtl. auf patriarchale Familienstrukturen hin. Vater hat ihn sehr geprägt, schon immer. Durch den Vater war eine Lebensgeschichte / ein Werdegang geebnet oder auferlegt, er hat bestimmt was wie zu tun ist. Vater war nicht anwesend und spielt deshalb eine zentrale Rolle, hat Familie in prekäre Situation gebracht. „ <i>mein mein</i> “ deutet auf ein konflikthafte Verhältnis zum Vater hin oder B. denkt nochmal darüber nach, wie er die Erzählung weiterführen soll. Das stocken könnte auf einen inneren, ungelösten Konflikt hinweisen.	B. als Sohn, prägende Person als Vater. „ <i>mein</i> “ deutet auf persönlichen Bezug zu Vater hin. „ <i>Vater</i> “ auf ein wahrscheinlich respektvolles, evtl. distanzierendes Verhältnis (sonst z.B. „ <i>Papa</i> “). Kann aber auch am Alter und der Zeit liegen.	Je nachdem findet nun eine Identifizierung mit oder eine Distanzierung vom Vater statt. In der nächsten Sequenz können Lob oder ein Vorwurf stecken. Je nachdem was prägend (Rolle als Bezugsperson oder Rolle als derjenige, der Geld verdient) war, folgt eine Beschreibung der Person oder auch der Tätigkeit. Oder ein Ereignis, das Konsequenzen hatte (z.B. hat uns verlassen als...). Eine neutrale Äußerung könnte auch folgen, mit dem Zweck, die Erzählung in einen Kontext zu setzen.

Nun ist klar, dass der Vater für den Befragten eine wichtige Funktion im Kontext seiner Lebensgeschichte hat. Obwohl er vielleicht nicht angenommen hatte, im Interview über seinen Vater zu sprechen, beginnt er seine Erzählung nun doch mit ihm, der ihm zu allererst einfällt, wenn er seine Lebensgeschichte erzählen möchte. Das stocken weist darauf hin, dass es entweder einen ungelösten Konflikt gibt, oder der Befragte nicht sicher ist, in welcher Rolle oder auf welche Art er den Vater im Gespräch darstellen soll. Es ist noch nicht klar, auf was sich der Befragte in Folge beziehen wird. Relevant ist aber, ob er sich

dabei mit seinem Vater identifiziert oder sich von diesem distanziert. Eine neutrale Äußerung ist auch denkbar und würde vorerst bedeuten, dass der Vater wesentlich für den Werdegang war, damit aber keine positiven oder negativen Emotionen verbunden sind und dies lediglich eine Information für die Interviewerin ist, um einen Kontext zu geben.

#### 4. Sinneinheit „hat ja auch schon diese Firma gehabt“

	Para-phrase	Intentionen / Funktionen	latente Bedeutungen	Rollen-Verteilung	Anschlussoptionen / Prüfung
S.1 Z.2	Die Firma gehörte bereits meinem Vater.	Information an I., dass es sich um ein Familienunternehmen handelt. Für B. geht es im Interview zentral um die Firma, stellt klar, dass sie nicht von ihm selbst gegründet wurde. Ausschlaggebend für seine persönliche Lebensgeschichte, ist die Firma des Vaters.	Familienunternehmen ist von Anfang an zentral für B., steht vor allem. Unternehmen war immer schon da, seit B. auf der Welt ist. Firma war wegweisend, hat bestimmte Wege / Entscheidungen der Lebensgeschichte vorgegeben (keine individuelle Entscheidungsfreiheit). Noch wertfrei (kommt hierzu später eine Wertung?). „diese Firma gehabt“ gibt keine Auskunft über Vater als evtl. Unternehmensgründer, aber auch nicht Erbe (sonst würde Großvater thematisiert). Passive Formulierung deutet zwar auf Eigentum der Firma hin, aber nicht unbedingt auf aktive Beschäftigung damit (Abwertung der Arbeit des Vaters?). → neutrale oder negative Formulierung der Rolle des Vaters als Eigentümer der Firma. Persönliche Beziehung spielt keine	Firma als wesentlicher Teil der Lebensgeschichte. Familienunternehmen ist von Anfang an handlungsanleitend; keine Identifikation des B. mit Firma des Vaters „diese Firma“ (nicht meine Firma, unsere Firma, etc.;). Distanzierung von Firma und Vater. Vater und Firma des Vaters wird B. (und Firma von B.?) in Erzählung gegenübergestellt, nicht miteinander verbunden.	Je nachdem wie Rolle des Vater gesehen wird, folgt eine Erzählung der Firmen-gründung und Arbeit des Vaters oder dessen positiver oder negativer Einfluss auf die Familie, Kindheit und Entwicklung des Lebensweges des B. Identifizierung ist eher unwahrscheinlich. Bei Distanzierung wird die Bedeutung im Anschluss eher abgeschwächt, gegen anderes aufgewogen.

			Rolle, nur berufliche bzw. ökonomische Rolle.		
--	--	--	---	--	--

Im Zentrum der Erzählung der Lebensgeschichte steht der Vater als vorheriger Eigentümer des Familienunternehmens. Er ist vorerst nicht als persönliche Bezugsperson, sondern im Kontext der beruflichen Tätigkeit relevant. Denkbar ist, dass der Vater als Inhaber des Familienunternehmens am Anfang, sozusagen vor der eigentlichen Erzählung steht, weil dadurch der Weg gewissermaßen vorgegeben war. Im weiteren Verlauf der Analyse sollte nach Stellen gesucht werden, die darauf hindeuten, ob die Übernahme der Firma erwartet war oder nicht. Verweise darauf, ob der Vater die Firma selbst gegründet hat sind relevant für das Bild, das der Befragte von seinem Vater zeichnet (aus der Recherche ist bekannt, dass der Vater der Unternehmensgründer ist). An dieser Stelle fällt vor allem die passive Formulierung auf, und dass der Befragte sich selbst nicht in die Erzählung über die Firma des Vaters miteinbezieht. Das könnte ein Hinweis auf eine Distanzierung des Befragten von den Vorarbeiten des Vaters bzw. vom Vater selbst sein. Darauf, und insbesondere auf gegenteilige Hinweise, ist im weiteren Verlauf der Analyse zu achten. Verhärtet sich der Verdacht auf eine Distanzierung, spricht das im Kontext der vorigen Sequenz auch für einen potentiellen Konflikt zwischen Vater und Sohn. Zu achten ist auch auf die Darstellung der persönlichen Beziehung zwischen Vater und Sohn.

## **Memo**

Hier werden die ersten Annahmen zusammengefasst festgehalten, die aus der Analyse der oben dargestellten Sinneinheit getroffen werden können und die in weiterer Folge und durch die Analyse mehrerer Interviewsequenzen überprüft (oder widerlegt) werden müssen. Die Analysen zeigen auf, dass das Familienunternehmen als Vermögen der Familie für die befragte Person eine zentrale Rolle für die subjektiv erlebte Lebensgeschichte spielt und als dessen Grundlage schon vor, für den Werdegang relevanten, Ereignissen steht. Die zentrale Figur des Unternehmens ist der Vater, dem eine wichtige Rolle in der Erzählung zukommt, die zunächst neutral ist, möglicherweise aber auch negative Konsequenzen für den Befragten hat. Die distanzierte Beschreibung des Unternehmens des Vaters, das heute sein eigenes ist, deutet auf einen Bruch mit dessen Lebenswerk und/oder auf einen inneren oder auch ausgetragenen Konflikt mit dem Vater hin. Darauf ist in der folgenden Analyse besonderes Augenmerk zu legen. Wichtig sind dabei auch Hinweise,

die dieser Annahme entgegenstehen. Geht die weitere Analyse in diese Richtung, so ist davon auszugehen, dass die Aussage der neutralen Information der Interviewerin dient, um die Erzählung über die Lebensgeschichte besser zu verstehen. Bei positiven Darstellungen des Vaters (bspw. Lob, Dankbarkeit) sowie der Beziehung zum Vater müssten die bisher vorläufig getroffenen Annahmen verworfen werden.

### 3.8.2 Fallspezifische Themenanalyse

Die folgende Abbildung 3-2 stellt eine Themenanalyse an einem Einzelfall dar. Die verschiedenen Farben bilden die Themen, deren Charakteristika und den Kontext, in dem sie im Interview jeweils auftreten, ab.



### 3.8.3 Fallübergreifende Themenanalyse

Dieses Beispiel soll die fallübergreifende Themenanalyse darstellen, in denen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Themen zwischen den Interviews analysiert werden. Zur Darstellung wurden narrative Erzählphasen, die auf die erzählgenerierende Einstiegsfrage (s. oben Kapitel 3.3) folgten, sowie jeweils eine weitere Stelle im Interview, an der das analysierte Thema von den Befragten selbst wieder aufgegriffen wird, ausgewählt.

B1: „Ja (---) jaa (---) wo fang ich an? (Pause 5) Nein, ich komm aus einem künstlerischen Elternhaus (--) //mhm// der Großvater war Industrieller und [Frühstück kommt; Pause ca 15sek] (-) du nimmst ihn [den Café, Anm. HQ] ganz schwarz //mhm// (Pause 5), also ich bin in der Stadt aufgewachsen, [Nahe der (---) Ringstraße] (---) ja, die Groß- (/) Großeltern ein Stock tiefer und (---) wir war'n im 2. Stock, 3 Geschwister (---) die Mutter Künstlerin (---) der Vater auch (-) Architekt und Künstler //mhm// (---) meine Mutter hat gemalt und auch Kirchenglasfenster gemacht (Pause 5) und ja (---)“

B1 (S 7/Z 25): „Ich wurde immer so (-) ich wurde irgendwie so elitär erzogen, irgendwie so man muss immer der Beste sein und (-) vielleicht kommt das mangelnde Selbstvertrauen genau von dort ja.“

B2: „(Atmet ein) Ja ähm (---) vielleicht beginn ma dann ganz am Anfang, ja, mein mein Vater hat ja auch schon diese Firma gehabt //mhm// und (-) wir ham eigentlich auch immer (-) gut davon gelebt //mhm// vielleicht nicht im Reichtum, aber gut //mhm//. Also wir ham schön gewohnt und und und ham (-) Platz gehabt //mhm// uund ahm ahm (-) damit war eigentlich schon eine eine ziemlich angenehme Kinderheit und Jugend da //mhm//.“

B2 (S 10/ Z 24): „Nicht nicht gravierend, aber so ein ein schwellende- (/) oder unterschwelliges Unverständnis für diese Sache bleibt übrig. Da muss ich meinem Vater wirklich einen Vorwurf machen (-) auch posthum.“

Im Folgenden wird die zusammenfassende Analyse des Themas der oben dargestellten Sequenzen aus den zwei verschiedenen Interviews exemplarisch dargestellt. Insgesamt

wurden in die fallübergreifende Themenanalyse natürlich alle geführten Interviews einbezogen.

- Themen:

**Elternhaus**; Herkunftsfamilie; Kindheit; **Rolle der Eltern**; Herkunft; örtlicher Bezug; ökonomisches Kapital; kulturelles Kapital; Wohlstand; Reichtum;

- Textstelle:

Beginn der Erzählung; die Themen werden von den Befragten selbst angesprochen; Kontext ist die individuelle Lebensgeschichte und des eigenen Werdegangs; Erzählung beginnt auch so in anderen Interviews;

- Abfolge:

Eltern werden zu Interviewbeginn genannt; später meist Brüche / Veränderungen im Leben und der Einfluss der Eltern darauf (positiv oder negativ); im späteren Verlauf des Interviews werden die **Eltern** und **deren Rolle** immer wieder im Kontext von Veränderungen im Leben, Umbrüchen und inneren Konflikten, die individuell ausgeglichen werden mussten, eingebracht; **Eltern** haben den Lebensweg und die Entscheidungen, die von den Befragten getroffen wurden, beeinflusst;

- Charakteristika:

zentrale Figuren in der eigenen Lebensgeschichte; **prägende Rolle der genannten Themen insb. für Herausbildung der Identität** (fallübergreifend); hier: vor allem Eltern, Elternhaus, Rolle der Eltern als Ausgangspunkt; wesentlich für Herausbildung des Charakters; Grund für fehlendes Selbstvertrauen, problematische Situationen und Ausgangspunkt für die Notwendigkeit der Entwicklung von Selbstbewusstsein; Rolle der Eltern bekommt im Verlauf der Interviews eine zunehmend negative Konnotation; Erwartungen und Druck, der auf Befragte ausgeübt wird; steht auch in Zusammenhang mit familiärem Kapital (zum Teil manifest, meist latent); fehlendes Selbstbewusstsein der Befragten; Abnabelung und Distanzierung wird wesentlich für die Erarbeitung des Selbstvertrauens, das wichtig für den individuellen Werdegang ist; wird immer wieder von Befragten selbst angesprochen;

- Unterschiede:

Einerseits: Vorwürfe unterschiedlichster Art, aber immer im Kontext der persönlichen Beziehung von Befragten zu **Eltern**, die auf (ungelöste) Konflikte hindeuten; *Beispiele:* zu hohe Erwartungen, im Stich lassen, durch fehlende Kommunikation Konflikte in der Familie schüren; tauchen im Interviewverlauf immer wieder an unterschiedlichen Stellen, von den Befragten eingebracht, auf.

Andererseits: respektvolle Darstellung der **Eltern**, vielfaches Nennen der Dankbarkeit für Unterstützung zu unterschiedlichen Zeitpunkten im Verlauf der Biographie; sehr starke Betonung der Dankbarkeit;

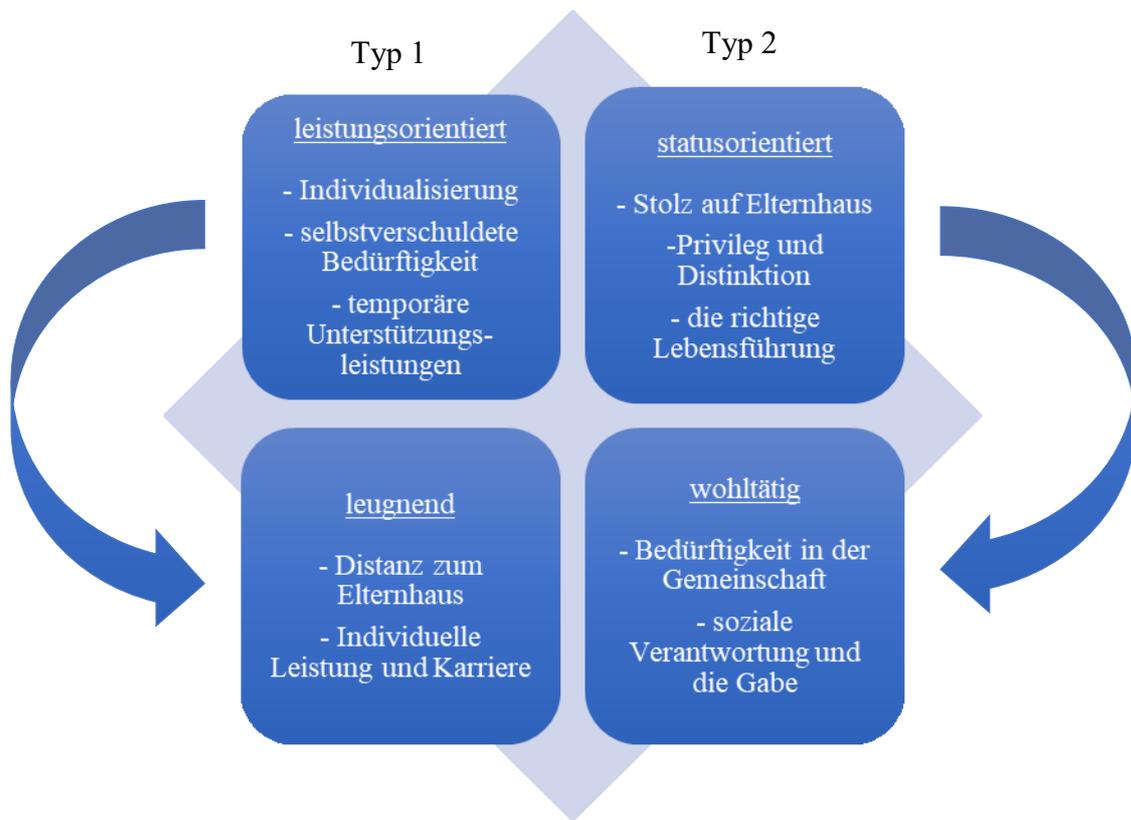
- Kontext der Forschungsfrage:

Deutung der eigenen Lebensgeschichte: hier spielen **Eltern/ Elternhaus** eine zentrale Rolle, die entweder sehr positiv fördernd oder negativ beeinträchtigend ist und unterschiedliche Umgangsweisen mit und Betrachtungsweisen des Elternhauses (und auch dem damit verbundenen Kapital) zutage fördert. Der Umgang mit der eigenen Herkunft und das Verhältnis zu den eigenen Eltern sind zentral für die Entwicklung der jeweiligen, subjektiven Gerechtigkeitsideologie, die sich an der eigenen Lebensgeschichte und der Notwendigkeit der dabei getroffenen Entscheidungen orientiert.

### 3.8.4 Typenbildung

Wie in Kapitel 4.6 beschrieben, wurden mittels kontrastiven Fallvergleichen zwei Typen erarbeitet. Dabei wurden die Charakteristika der Fälle hinsichtlich ihrer Gemeinsamkeiten und Unterschiede analysiert. Die im Kontext der Forschungsfrage wesentlichen Merkmale wurden dann zwei unterschiedlichen Typen zugeordnet. Die Fälle eines Typus sind sich hinsichtlich ihrer relevanten Merkmale sehr ähnlich („*interne Heterogenität*“) und unterscheiden sich in diesen vom jeweils anderen Typus wesentlich („*externe Heterogenität*“) (Kelle und Kluge 2010, S. 85). Die folgende Abbildung 3-3 stellt die Typisierung der analysierten Fälle nach den für die Forschungsfrage relevanten Merkmalen dar.

**Abbildung 3-3: Typenbildung**



Die Ergebnisse aus der Interpretation der hier erörterten Analysen werden im nächsten Kapitel 4 dargestellt.

## 4. Ergebnisse

Nun werden die aus den Analysen gewonnenen Erkenntnisse, die im Denk- und Schreibprozess erarbeitete Interpretation, als Ergebnisse dieser Forschung dargestellt. Wie die folgenden Fallbeschreibungen zeigen werden, haben die befragten Personen alle eine sehr angesehene Berufsposition in den Feldern der Wirtschaft, Politik, Medizin oder Wissenschaft, kommen aus einem vermögenden Haushalt und verfügen selbst über einen Hochschulabschluss. Der Bildungsweg vom Gymnasium über die Universität mit möglichen akademischen Anschlussoptionen war für die Familien der Befragten eine Selbstverständlichkeit, zum Zeitpunkt ihrer Studentätigkeit allerdings teilweise noch eine Seltenheit. Es liegt nahe, dass alle Befragten einen klassischen Bildungsweg mit Hochschulabschluss aufweisen, da für die Untersuchung vermögende Erb\*innen mit erfolgreichen Berufskarrieren ausgewählt wurden. Für die Forschung interessant ist vielmehr die Frage, wie der durch das Familienvermögen und die soziale Herkunft geebnete Bildungs- und Karriereweg und die Zugehörigkeit zu einem kleinen, privilegierten Teil der Bevölkerung von den befragten Personen selbst subjektiv wahrgenommen wird. Die biografischen Erzählungen der narrativ-problemzentrierten Interviews zeigen die Sicht der Befragten auf ihre Lebensverläufe und ihren Werdegang aus ihrer heutigen Perspektive retrospektiv auf. Sie stellen also jeweils eine „*biografische Selbstpräsentation*“ dar und sind daher für die Forschungsfrage besonders relevant (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997, S. 136f). Die erzählte Lebensgeschichte ist ein gegenwärtiges Deutungsmuster der erlebten Vergangenheit, das sich aus ebendiesem Erlebten speist, in dem die Zukunft aber bereits antizipiert wird (ebd.). Wie die Befragten ihre soziale Herkunft wahrnehmen und beschreiben gibt Aufschluss darüber, wie sie mit den Widersprüchlichkeiten der Verhältnisse in denen sie aufgewachsen sind und leben, zum Zeitpunkt der Befragung umgehen. Relevant ist dabei insbesondere die Frage, inwiefern sie sich ihrer Privilegien bewusst sind oder sich bewusst machen. Schütz (1993 [1932]) zufolge ist aus phänomenologischer Perspektive die subjektive Wahrnehmung und Konstruktion der eigenen Alltagsrealität auch handlungsanleitend und somit folglich wegweisend für ihre Sichtweise auf die Welt und den Umgang mit Widersprüchlichkeiten der gesellschaftlichen Ordnung. Das Erkennen der eigenen Privilegien im Vergleich zur restlichen Gesellschaft hat vor allem auch Bedeutung für die Notwendigkeit der Rechtfertigung dieser und damit in Verbindung stehenden Fragen von Gerechtigkeit (vgl. Melchior und Schürz 2015, S. 204ff).

## 4.1 Subjektive Wahrnehmung der Bedeutung der Klassenherkunft und deren Legitimation

In den Analysen kristallisieren sich hier zwei grundlegend unterschiedliche Muster in der subjektiven Wahrnehmung der Bedeutung der Klassenherkunft heraus. Diese Muster sind das Ergebnis der Interpretation der analytisch tiefgehenden Feinstrukturanalyse der Eingangszählungen aller Befragten, sowie ausgewählter Sequenzen der jeweiligen Interviews und der auf die fallübergreifende Themenanalyse aufbauenden Typenbildung, deren Merkmale im Folgenden beschrieben werden. Auf der einen Seite wird die Kindheit tendenziell neutral dargestellt, Besonderheiten werden zwar erwähnt, aber nicht als solche herausgestrichen. So kann angenommen werden, dass diese nicht als Besonderheit wahrgenommen werden. Die Verhältnisse, in denen die Befragten aufgewachsen sind, erscheinen ihnen als normale, und nicht hinterfragte oder hinterfragbare, Selbstverständlichkeiten. So auch ihr Bildungsweg und der Eintritt in die Arbeitswelt. Zugleich werden die Herkunft und der familiäre Kontext mit unterschiedlichen Begründungen im Wesentlichen als belastend beschrieben. Im Kontext der Forschungsfrage stellt diese Form der Erzählung die Abwertung der Klassenherkunft dar. Auf der anderen Seite geben Befragte der Herkunftsfamilie und deren Einfluss auf den Bildungsweg und späteren Erfolg sehr viel Raum in ihrer Erzählung. Sie setzen ihre eigene Lebensrealität in einen gesellschaftlichen Kontext und nehmen Bezug zu anderen Ausgangssituationen, machen sich also ihre privilegierte Situation durchaus bewusst und drücken dafür sogar Dankbarkeit aus. Die familiäre Herkunft wird als wesentlicher Faktor für (Aus)Bildung und spätere berufliche Erfolge dargestellt. In diesem Fall wird von einer Würdigung der Klassenherkunft gesprochen.

### 4.1.1 Abwertung der Klassenherkunft

Die Abwertung der Klassenherkunft ist dadurch charakterisiert, dass die Herkunftsfamilie und die eigene Kindheit nur sehr wenig Platz in der erzählten Biografie bekommen. Sie werden in wenigen Sätzen abgehandelt und scheinen lediglich erwähnt zu werden, weil sie üblicherweise zu einer biografischen Erzählung gehören, um Kontext zu geben und die Befragten vermutlich aufgrund der Einstiegsfrage davon ausgehen, dass eine Er-

wöhnung von ihnen erwartet wird. Dabei wird die Kindheit zwar im Grunde positiv, jedenfalls aber nicht außergewöhnlich, beschrieben. Es wird nicht auf Lebensrealitäten anderer Familien mit wenig(er) Kapital Bezug genommen, ihre Ausgangssituation wird nicht in gesellschaftliche Relation gesetzt. Stattdessen wird teilweise auf Missstände und Konflikte innerhalb der Herkunftsfamilie verwiesen. Im weiteren Verlauf der Erzählung stellt der Bildungsweg eine Selbstverständlichkeit dar. Dem Besuch angesehener privater oder öffentlicher Gymnasien wird wenig Beachtung geschenkt und die Schulwahl erfährt auch keine Begründung, weder durch die Befragten selbst noch über die Wünsche der Eltern. Tendenziell wird die Bedeutung sogar abgeschwächt, indem auf durch fehlenden Ehrgeiz begründete schlechte Schulleistungen verwiesen wird. Es herrscht jedoch eine klassenspezifische Selbstsicherheit vor, denn dass das Gymnasium trotz fehlender Leistungen abgeschlossen wird, ist eine Selbstverständlichkeit. Ein Schulabbruch oder Wechsel in eine Lehrausbildung werden nicht angesprochen, also ist anzunehmen, dass ein alternativer Bildungsweg zu keiner Zeit im Raum stand. Der Abschluss des Gymnasiums wird nicht in Frage gestellt. Obwohl die schulischen Leistungen nicht nur nicht herausragend, sondern im Gegenteil, nämlich sogar als sehr schlecht bewertet werden, ist das Studium nach der Matura genauso eine Selbstverständlichkeit, wie der Besuch und Abschluss des Gymnasiums selbst. Dass auch die Wahl auf eine der klassischen Professionen Medizin, Rechtswissenschaften oder Wirtschaft fällt, wird nicht hinterfragt oder reflektiert. Für die Studienwahl findet sich wieder keine Begründung; es ‚war einfach so‘. Bis zum Zeitpunkt der Studienwahl sind die Erzählungen auch durchwegs passiv und die Gegebenheiten und Ereignisse scheinen für die Befragten keine besondere Bedeutung zu haben. Sie werden als passiv erlebte Ereignisse dargestellt. Während der Studienzeit nimmt die Erzählung erstmals eine aktive Form an und deutet darauf hin, dass aus Sicht der Befragten hier erste Meilensteine für die weitere Karriere gelegt werden. So nimmt auch die Karriere im Erzählungsverlauf langsam Form an. Herausgestrichen wird dabei vor allem die Bedeutung der eigenen Leistung der befragten Personen. Zentral ist ihr persönliches Investment durch Ehrgeiz und Fleiß. Typischerweise wird Unterstützung durch Eltern oder Bekannte geleugnet. Ein ökonomisches Sicherheitsnetz durch das vorhandene Familienvermögen, das zum Zeitpunkt der Befragung teilweise auch schon in das Eigentum der befragten Personen übergegangen ist, findet keinen Eingang in die Erzählung, wird also vermutlich ausgeblendet und nicht als sicherheitsgebend anerkannt. Es scheint, als würde auch die familiär bedingte Möglichkeit der Risikobereitschaft durch das Vorhandensein von finanziellen Mitteln nicht als solche wahrgenommen. Die Interpretation

der Analysen der Eingangserzählungen lassen die These zu, dass eine Abwertung der Klassenherkunft stattfindet, um die eigene soziale Position über die individuell erbrachte Leistung legitimieren zu können. Die Distanzierung von der sozialen Herkunft ermöglicht so die Legitimation des Vermögens über das Leistungsprinzip.

#### 4.1.2 Würdigung der Klassenherkunft

Das Muster der Würdigung der Klassenherkunft ist dadurch charakterisiert, dass die Herkunftsfamilie einen besonders großen Stellenwert bekommt. Die Befragten verweisen mehrfach darauf, wie die Eltern auf unterschiedliche Art und Weise positiv Einfluss auf den Bildungsweg genommen haben. Es kommt auch ein gewisser Stolz auf die familiäre Herkunft in der Art und Weise zum Ausdruck, wie über Familienmitglieder, aber auch über Vorfahren, gesprochen wird. Der persönliche Werdegang baut in der Erzählung grundlegend darauf auf, dass eine gute und qualitätsvolle Ausbildung von Anfang an wichtig und für die Kinder vorgesehen waren. Keine Kosten und Mühen wurden gescheut, um das auch zu ermöglichen. Der Besuch eines Gymnasiums war aus Sicht der Eltern gewollt und von ihnen ermöglicht. Auch für den Weg zum Studium nach der Matura hatten die Eltern einen unterstützenden Einfluss. Reflektiert werden hier vor allem die Bourdieu'schen Kapitalsorten, nämlich das kulturelle und das soziale Kapital der Familie. Den Befragten ist also scheinbar klar, dass sie nicht nur vom ökonomischen Kapital der Eltern profitieren, welches ihnen ihre Ausbildung ermöglicht, sondern dass innerhalb der Familie und über das familiäre Umfeld durch Sozialisation auch kulturelles und soziales Kapital tradiert wird, das den späteren Bildungs- und Karriereverlauf wesentlich beeinflusst. Hier zeigt sich auch ein Bewusstsein für andere Lebensrealitäten und das Wissen darüber, dass die eigenen Möglichkeitsräume im Vergleich zu jenen bestimmter anderer Gesellschaftsmitglieder weitaus größer sind. Auffällig ist die mehrfach betonte Dankbarkeit für die bestehenden Privilegien. Diese haben aus Sicht der Befragten auch im weiteren Verlauf des Lebens eine zentrale Rolle. Sie sind der Ausgangspunkt, um die erdorderte Leistung erzielen zu können und für ein förderndes Netzwerk, das auch die weiteren Karriereschritte unterstützt. Unterstützung aus dem privaten und beruflichen Umfeld nimmt grundsätzlich eine zentrale Rolle in der Erzählung des Werdegangs ein. Insgesamt stehen vor allem die Tradierung von Wissen und auch persönliche Beziehungen stärker im Vordergrund, das ökonomische Kapital als Sicherung rückt tendenziell in den Hin-

tergrund. Das empirische Material lässt in diesem Fall die These zu, dass im Muster der Würdigung, die Klassenherkunft als Standesprivileg angesehen wird und sich darin ein erhabenes Verantwortungsgefühl herausbildet, das eine bestimmte Lebensweise erfordert. Das Vermögen und die privilegierte Herkunft werden dementsprechend durch eine aus dem Status abgeleitete Pflicht zu bestimmter Lebensführung und zur gesellschaftlichen Verantwortung aufgelöst.

## **4.2 Darstellung der Deutungen der individuellen Lebensgeschichten**

Im Folgenden werden die herausgebildeten Typen im Detail beschrieben und anhand von exemplarischen Fällen illustriert. Dazu werden Erzählungen über den beruflichen Werdegang, von der Kindheit über den Bildungsweg und den Einstieg in die Arbeitswelt bis hin zur heutigen Berufsposition von drei ausgewählten Personen dargestellt, die charakteristische Merkmale für die Muster aller geführten Interviews aufweisen. Entsprechend der Häufigkeit der auftretenden Muster in dem dieser Arbeit zugrundeliegenden Sample, werden zwei Fälle der Abwertung der Klassenherkunft und ein Fall der Würdigung der Klassenherkunft beschrieben. Die Darstellung der Fälle setzt sich zum einen aus der Erzählung der Interviewten und zum anderen aus den zusätzlich gesammelten Informationen und Daten zu ihrer Herkunftsfamilie zusammen. Alle Befragten stammen aus einem vermögenden Haushalt, in dem schon die Eltern Hochschulabschlüsse aufweisen. Das familiäre Vermögen, bestehend aus Unternehmenseigentum, Immobilienbesitz und/oder Finanzkapital haben die Befragten zum Zeitpunkt des Interviews zu Teilen bereits übertragen bekommen und die Erbschaft des übrigen Vermögens steht in Aussicht.

### **4.2.1 Typ: Abwertung der Klassenherkunft**

Das Muster der abgewerteten Klassenherkunft vereint jene Fälle, die ihre Klassenherkunft im Kontext ihres Lebenslaufes subjektiv als nicht bedeutend, oder sogar hemmend statt fördernd, wahrnehmen und die sich ihren beruflichen Erfolg über individuelle Leistungserbringung ausschließlich selbst zuschreiben. Dieses Wahrnehmungsmuster findet

sich bei *Mag. Friedrich Teichmann*<sup>1</sup>, *Dr. Richard Eisenschmid*, *Mag. Lucas Kold* und *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber*. Zur Darstellung dieses Musters im Detail werden die Fallgeschichten von *Mag. Friedrich Teichmann* und *Mag. Lucas Kold* erzählt, in denen die Distanzierung vom Elternhaus und damit Abwertung der sozialen Herkunft im Übergang von der Ausbildung zur Berufskarriere besonders klar erkennbar ist. Die Beschreibung erfolgt in der Reihenfolge und Art und Weise, wie die Interviewten ihre Lebensgeschichte erzählen, um einen Eindruck über den Habitus und die Erzähl- und Denkweise der Befragten entstehen zu lassen. Die übrigen Fälle, *Dr. Richard Eisenschmid* und *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber*, werden auszugsweise in die Darstellung eingegliedert.

*Mag. Friedrich Teichmann*, Jahrgang 1966, ist mit seinen Eltern und seinen drei Geschwistern, ein Bruder zwei Schwestern, im Familienanwesen in Wien Döbling aufgewachsen. Das Unternehmen des Vaters beschert der Familie eine „*angenehme Kindheit und Jugend*“ (T2 1/15). Die Kinder besuchen eine alternative private Bildungseinrichtung und *Mag. Friedrich Teichmann* schließt mit gymnasialer Matura ab, obwohl er „*wirklich ein grottenschlechter Schüler war*“ (T2 1/23). Von Zuhause gibt es keinen Druck in die Firma des Vaters einzusteigen und zunächst steht die Ausbildung im Vordergrund. Während die beiden Schwestern Volksschullehrerin und Hebamme werden, studieren *Mag. Friedrich Teichmann* und sein älterer Bruder Betriebswirtschaft. Für die Studienwahl gibt es keine Begründung. Nur studieren ist *Mag. Friedrich Teichmann* nicht genug, deshalb arbeitet er weiterhin, wie schon während des Zivildienstes, 30 Stunden pro Woche in einem Gasthaus. Nach dem erfolgreich abgeschlossenen Studium steigt *Mag. Friedrich Teichmann* recht unerfahren direkt in das Unternehmen des Vaters ein, in dem der Bruder schon seit einigen Jahren arbeitet. Eineinhalb Jahre später übernehmen sie gemeinsam den Betrieb. Die beiden Brüder müssen sich einer Herausforderung stellen, denn der Vater hat kurz vor seiner Pension etwas nachgelassen und bei der Übernahme war die Firma „*per se nichts mehr wert*“ (T2 9/33). Doch mit viel Engagement, einem hohen zeitlichen Aufwand und dem richtigen Bauchgefühl, konnten sie die Firma durch die schwierige Zeit führen und zu einem erfolgreichen Unternehmen machen. Für die Entwicklung war es wesentlich, dass die beiden die Herausforderungen ohne Unterstützung gemeistert haben und mit der Unabhängigkeit beginnt die Erfolgsgeschichte. Heute „*[steht] die Firma saugut da*“ (T2 10/18). *Mag. Friedrich Teichmann* ist ein sehr erfolgreicher Unternehmer,

---

<sup>1</sup> Es handelt sich hierbei um Pseudonyme. Die Namen der Befragten wurden entsprechend wissenschaftlicher Standards geändert, um deren Identität zu wahren.

zieht von seiner 200m<sup>2</sup> Dachterrassenwohnung in der Josefstadt wieder in das Anwesen in Döbling zurück, wo nebenan noch seine Mutter wohnt und baut mit seiner Frau im Waldviertel ein Haus in Einzellage.

*Mag. Lucas Kold*, geboren 1957, Sohn einer Künstlerin, deren Vater Großindustrieller und Gründer eines österreichischen Unternehmens ist, das sich mittlerweile zu einem multinationalen Konzern entwickelt hat, wächst mit seinen Eltern, Vater, auch Künstler und Architekt, und seinen drei Geschwistern, zwei Brüder eine Schwester, in der Wiener Innenstadt auf. Die Familie lebt im gemeinsamen Haus mit den Großeltern „[Nahe der (--) Ringstraße]“ (T4 1/15), so die Beschreibung des physischen und vor allem sozialen Raums seiner Kindheit. Obwohl er laut eigenen Angaben ein schlechter Schüler war, weil „kein Ehrgeiz“ (T4 1/20), besuchte er ein sehr angesehenes Wiener Gymnasium in der inneren Stadt und maturierte dort selbstredend. Nach der Schule folgt das Studium, denn „dann wars auch keine Frage, dass man nicht studiert“ (T4 1/22) und Mag. Lucas Kold inskribiert als Wirtschaftsstudent. Nach einem Jahr Orientierungsphase stellt er sich auf die Füße und graduiert an den „als schwer verschrienen“ (T4 1/27) Instituten, die ihm eine persönlichere Betreuung garantieren. Wie soll es weitergehen, Doktorat oder post-graduate? Erst einmal zum Bundesheer und dann acht Monate zum Studieren nach Barcelona. Zurück in Wien ist es an der Zeit, arbeiten zu gehen. Mit 26 Jahren die Arbeitswelt kennen lernen und lernen „wie man in der Welt so auftritt“ (T4 2/2). Die Karriere beginnt bei der Industriellenvereinigung als Leiter einer Landesgruppe und führt ins Management des familieneigenen Konzerns, der als solcher jedoch unerwähnt bleibt, die Verbindung kann erst durch eine zusätzliche Recherche hergestellt werden. Nach einigen Jahren des „sich wichtig Fühlens“ und etlichen Herausforderungen, die hohen zeitlichen Einsatz und Fleiß erforderten, fällt die Entscheidung für den Weg in die Selbstständigkeit. Freunde wollen gemeinsam ein eigenes Unternehmen gründen „und ich sag, ja super. Also da haben wir zu dritt diese Firma gegründet“ (T4 2/20). Die eigene Firma führt in die selbst erarbeitete Unabhängigkeit und zum individuellen Erfolg. Nach einigen erfolgreichen Jahren folgt der Verkauf und Mag. Lucas Kold gründet wieder ein eigenes Unternehmen, das er bis heute gemeinsam mit seiner Frau betreibt.

## Distanzierung vom Elternhaus und dem familiären Vermögen

Die Erzählungen der Befragten beschäftigen sich mit ihrem Werdegang und geben Aufschluss darüber, wie sie diesen aus heutiger Perspektive retrospektiv betrachten und welchen Gegebenheiten und Ereignissen dabei welche Bedeutung zugeschrieben wird. Bildungswege und familiär bedingte Annehmlichkeiten werden entweder gänzlich ausgeblendet oder dargestellt, aber gelten dann als Selbstverständlichkeiten oder werden im Verlauf des Gesprächs abgewertet. Durch die Abwertung und das Leugnen der fördernden Bedingungen und vorhandenen Vermögenswerte findet bei den Befragten *Mag. Lucas Kold*, *Mag. Friedrich Teichmann*, *Dr. Richard Eisenschmid* und *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber* auf mehreren Ebenen eine Distanzierung vom Elternhaus statt. Hinzu kommt, dass die Notwendigkeit der Distanzierung als eine Folge der subjektiv empfundenen Belastung durch das Elternhaus dargestellt wird. Hierbei findet bei den Befragten ein Bruch mit ihrer Herkunft(sfamilie) auf ihrem eigenen beruflichen Werdegang, verbunden mit der Herausbildung und Entwicklung ihres individuellen Charakters, statt. Dieser Bruch ist für die Legitimation ihrer sozialen Position notwendig.

Die Abwertung der Klassenherkunft setzt zunächst bei der Schulbildung an. Alle Befragten haben elitäre Privatschulen oder sehr angesehene öffentliche Gymnasien besucht, ein der Bourdieu'schen Theorie zufolge bereits entscheidendes Moment hinsichtlich der Öffnung von Möglichkeitsräumen, insbesondere in einem so hoch stratifizierten Bildungssystem wie dem österreichischen (vg. Bourdieu 2018; Brunefort et al. 2012; Bacher 2008). Die Befragten aber werten die Bedeutung für ihren persönlichen Werdegang ab indem sie, so wie *Mag. Friedrich Teichmann* und *Mag. Lucas Kold*, entweder ihre schulischen Leistungen aufgrund ihres fehlenden Ehrgeizes enorm herabsetzen, oder aber die Wertigkeit und Qualität der Schule selbst in Frage stellen, wie etwa *Dr. Richard Eisenschmid*:

„Meine Eltern waren halt sehr konservativ und und aah haben versucht eine eine gute Schule für mich zu finden und und die Ordensschule war halt (!) hat halt immer den Ruf einer Eliteschule gehabt [...] sie waren der vielleicht aus meiner heutigen Sicht irrigen Meinung, dass das was Besseres wäre. Die Ordensschulen haben schon, glaub ich, eine (!) sind schon wie eine Kaderschmiede, aber überbewerten würde ich es auch nicht“ (T3 11/2ff).

Schulabschluss, eine lange Studienzeit mit Experimentiermöglichkeiten und in weiterer Folge der Hochschulabschluss sind für die Befragten eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit und sind aus ihrer Sicht nicht maßgeblich für den beruflichen Erfolg. Im Fall von *Mag. Friedrich Teichmann*, *Mag. Lucas Kold* und *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber* lässt sich das darauf zurückführen, dass sie über ihr soziales Netzwerk in die Berufswelt eingetreten sind. *Mag. Friedrich Teichmann* und *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber* sind in den elterlichen Betrieb eingestiegen, *Mag. Lucas Kold* bekommt direkt nach dem Studium erst über seinen Großvater eine Stelle bei der Industriellenvereinigung, dann eine Führungsposition in dessen Unternehmen. Relevant war das Studium lediglich für *Dr. Richard Eisenschmid*, der nach der Wehrpflicht von Wirtschaft auf Medizin umgestiegen ist und so als Einziger der Befragten nicht der Tätigkeit der eignen Eltern oder Großeltern gefolgt ist. Interessant ist, was an dieser Stelle der Erzählungen *nicht* gesagt wird und mit Hilfe der hermeneutischen Analyse herausgearbeitet werden kann. Während *Mag. Lucas Kold* und *Dr. Richard Eisenschmid* die Erzählung ihres Werdegangs vielfach auf ihre Eigeninitiative, ihre Errungenschaften und ihre außergewöhnlichen Bemühungen und Tätigkeiten hinsichtlich ihres Karriereweges stützen, lassen sie anderes völlig unerwähnt. Zum einen werden Schwierigkeiten bei der Suche nach einer Anstellung oder Misserfolge bzw. Brüche in diesem Zusammenhang nie angesprochen, was vermutlich darauf zurückzuführen ist, dass diese nicht stattgefunden haben. Zum anderen gibt es im Interview zum Beispiel keinen Hinweis darauf, dass *Mag. Lucas Kold* über seinen enorm einflussreichen Großvater zur Industriellenvereinigung und später zu einer Managementposition in dessen Unternehmen, ein internationaler Großkonzern, gekommen ist. Im Gegenteil, die Erzählung stellt eine aktive Jobsuche und individuelle Erfolge dar, jegliche Details die auf Netzwerke verweisen könnten, werden ausgespart.

Mag. Lucas Kold: „Hier [in Wien, Anm. HQ] habe ich Job gesucht und hatte ein paar Angebote. Ich habe mich dann für die Industriellenvereinigung entschieden und war dort drei Jahre [...]. Dort hab' ich (---) gelernt, wie man in der Welt so auftritt [...] war ziemlich mörderisch vom Schedule [...] nach drei Jahren bin ich dann in einen Telekommunikationskonzern. (---) Bin zugleich so ins Management gestiegen und war kaufmännischer Leiter einer Tochterfirma“ (T4 1ff/41ff).

In weiterer Folge findet jedoch eine Abnabelung statt, indem Mag. Lucas Kold feststellt, dass das Eingebunden sein in große Strukturen nicht seinem Charakter entspricht, weshalb er sich davon löst und ein eigenes Unternehmen gründet. Dr. Richard Eisenschmid hingegen erwähnt lediglich in einem Nebensatz, dass er nach seinem Studium für einige Monate an die Johns-Hopkins-Universität in Baltimore ging, um Wartezeiten auf einen Turnusplatz zu überbrücken. Während individuelle Entscheidungen, Bewerbungen und Angebote die auf seiner eigenen Leistungserbringung beruhen im gesamten Interview sehr detailliert ausgeführt und betont werden, erwähnt er nicht, wie er problemlos innerhalb kürzester Zeit direkt nach dem Studium, ohne Arbeitserfahrung und aufgeklärte Anknüpfungspunkte eine Arbeitsstelle an einer amerikanischen Eliteuniversität bekommen hat. Mag. Friedrich Teichmann und Mag.<sup>a</sup> Diana Eber, die in den jeweiligen Betrieb der Eltern eintraten, bemühen sich, deren Wert zu minimieren. Für Mag.<sup>a</sup> Diana Eber war das Hotel der Eltern aus charakterlichen Gründen nicht das Richtige:

„Da war es für mich naturgemäß, dass ich da auch rein bin. Bin also in die Gastronomie hinein [...] und dann habe ich mit meiner Schwester ein Hotel aufgemacht, hat mich nur nie ganz befriedigt, war nur etwas, das ich halt so gemacht hab', so der Vater ist Bauer, der Sohn ist Bauer.“ (T5 1/33f).

Mag. Friedrich Teichmann hingegen betont an mehreren Stellen, dass der Vater kurz vor der Betriebsübergabe altersbedingt nicht mehr die entsprechend erforderliche Leistung erbracht hat und damit den Wert der Firma vermindert hat. „Wir [er und sein

älterer Bruder, Anm. HQ] *haben eine Firma übernommen ohne Gewinne //mhm// (-) und damit ist sie per se nichts mehr wert“ (T2 9/32-33).*

Die Distanzierung vom Elternhaus findet also entweder statt, indem die Befragten klarstellen, dass die familiären Gegebenheiten nicht das Richtige für sie waren, oder indem sie das Vermögen und die Arbeit der Eltern diskreditieren. Häufig sind die Kindheitserzählungen auch mit Vorwürfen an die Eltern verbunden. Zum einen werden Kindheitsgeschichten nicht gern erzählt, die Befragten meinen auch, keine Erinnerung mehr daran zu haben. Zum anderen werden Vorwürfe auch explizit ausgesprochen. *Mag. Lucas Kold* meint zum Beispiel:

*„Ich wurde immer so elitär erzogen, irgendwie so, man muss immer der Beste sein und (-) vielleicht kommt das mangelnde Selbstvertrauen ja von dort, ja, irrsinnige Ansprüche“ (T4 7/25-17).*

Oder *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber*: *„meine Mutter war, sie war bei der Navy, war im Weißen Haus ja, sie war eher eine sehr harte Person“ (T5 2/14).* Der Bruch mit der Herkunftsfamilie findet an unterschiedlichen Stellen statt. *Mag. Lucas Kold* erzählt von hohem Erwartungsdruck aus dem Elternhaus, der bereits in seiner Kindheit vorhanden war und starke Selbstunsicherheit hervorgerufen hat. Er versucht aber noch bis Ende zwanzig den familiär vorgelegten Weg zu gehen, bis er sich dann selbstständig macht. Aus seiner Sicht löst er sich hier gänzlich von seiner Herkunft und stellt unabhängig etwas Eigenes auf die Beine. Erst hier beginnt für ihn sein Erfolg. *Dr. Richard Eisenschmid* hält nicht viel von der für ihn ausgewählten Schulbildung, erzählt generell sehr wenig von seinen Eltern und scheint sich bereits zur Schulzeit im Internat vom Elternhaus gelöst zu haben. Seine Karriere beginnt, als er beim Bundesheer einem Mediziner zugeteilt wird, der sein Interesse weckt und Medizin zu seiner Berufung wird. Auch *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber* ist mit dem familiär vorgegebenen Weg nicht zufrieden und baut sich ihrer Meinung nach etwas Eigenes auf, wodurch sie letztlich erfolgreich wird. Bei *Mag. Friedrich Teichmann* zeigt die Analyse sehr deutlich, dass er sehr genau zwischen dem Unternehmen seines Vaters und seinem eigenen Unternehmen unterscheidet und Letzteres aus seiner Sicht mit Ersterem nichts zu

tun hat<sup>2</sup>. Hinzu kommen auch heute noch bestehende familieninterne Konflikte, die sich auf die Frage nach dem Erbe beziehen, genauer welchen Geschwistern steht welches Erbe zu? Der Abwertung der Herkunftsfamilie liegen grundsätzlich auch innerfamiliäre Konflikte, die sich um das Vermögen drehen, zugrunde. Auf die Abwertung des tradierten Kapitals und die Distanzierung vom Elternhaus, folgt die Betonung der besonderen individuellen Leistung der Befragten im Hinblick auf ihre Karriere. Wichtig ist, dass die erfolgreiche Karriere immer erst nach dem Bruch mit dem Elternhaus beginnt. Dabei wird auch betont, wie wichtig es für die Befragten selbst war, die Erfahrung zu machen, ohne jegliche Unterstützung erfolgreich zu werden.

### **Individuelle Leistung und Karriere**

Da die Befragten ihrer Herkunft keine Bedeutung für ihren Erfolg im beruflichen Werdegang beimessen, zeichnen sie sich aus ihrer subjektiven Sicht besonders durch ihre individuelle Leistung und ihren Ehrgeiz aus. Dabei wird zum einen die enorme persönliche Investition von Zeit und Energie betont, zum anderen wird immer wieder auf ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit hingewiesen. Interessant ist an dieser Stelle, dass die Befragten ausblenden, welchen Einfluss das familiäre Kapital und die ökonomischen Sicherheiten auf ihre Risikobereitschaft haben und auch nicht darüber sprechen, was Risiko in ihrem Fall bedeutet<sup>3</sup>. Obwohl sowohl Vermögenswerte in Form von Finanzkapital, Immobilien und Unternehmen übertragen wurden und ein soziales Sicherheitsnetz, sowie eine ausgezeichnete Ausbildung Rückhalt boten, als auch eine beachtliche Erbschaft in Aussicht steht, wird mehrfach betont, dass jegliche Form von Unterstützung Entwicklungen hemmt und dass es für den Erfolg und das eigene Selbstvertrauen wichtig ist, Ziele unabhängig, also ohne Hilfe, zu erreichen. Sie beziehen sich dabei immer auf die eigens gemachten Erfahrungen. Hier stützen sich die Befragten enorm auf das gesellschaftlich vorherrschende Leistungsnarrativ und ordnen sich selbst diesem unter. Möglich ist das nur, weil sie sich durch den Bruch mit ihrer Herkunft auf sich alleine gestellt fühlen. Ihre intrinsische Motivation zu leisten spielt dabei auch eine wesentliche Rolle. *Mag. Friedrich Teichmann* hat immer schon aus eigenem Antrieb mehr gearbeitet als er musste:

---

Dies ist ein Argumentationsmuster, das auch Michael Hartmann in seinen Studien über die Wirtschaftselite Deutschlands häufig findet (vgl. Hartmann 2013).

<sup>3</sup> Dies diskutieren auch Birkelbach und Meulemann 2017 in ähnlicher Weise.

*„also das ist super gegangen und dann hab‘ ich noch meinen Zivildienst gemacht, da hab‘ ich auch noch weiter im [Johann Furtner] gearbeitet //mhm//, dass (-) da sind dann echt viele Stunden zusammengekommen, ja //mhm// da machst du dann vierzig Stunden Zivildienst und zwanzig, dreißig Stunden [Johann Furtner] dazu“ (T2 1/41ff).*

*Dr. Richard Eisenschmid* meint zum Beispiel Grund für seinen Erfolg war:

*„einfach wirklich immer die Bereitschaft was Neues ausprobieren zu wollen [...] sicher ganz ganz wichtig ah, dass ma, dass ich, dass ich sozusagen, abseits des Studiums ahm diese Blutabnahmen am Wochenende gemacht hab, in meiner Freizeit, unbezahlt.“ (T3 8/12ff).*

Hier wird von den Befragten zunächst die zusätzliche, freiwillige Arbeit neben dem Studium als Leistungserbringung hervorgehoben. Diese hat in ihrer Wahrnehmung wesentliche Bedeutung für den weiteren Verlauf ihres Werdegangs. Während in der Darstellung also die Familie und Herkunft keinerlei Bedeutung hat, ist die intrinsisch motivierte Leistung maßgeblich. Die Analyse lässt hierbei den Schluss zu, dass die Befragten vor allem in ihren zusätzlichen Tätigkeiten das Sprungbrett zum Eintritt in die Arbeitswelt sehen, weil sie so wesentliche Qualitäten erlernt und Kontakte geknüpft haben, die für ihre späteren Berufe relevant waren und sich auch als Leistungserbringer bewiesen und qualifiziert haben. Die individuelle Leistung ist aber auch im späteren Berufsleben von wesentlicher Bedeutung. *Mag. Lucas Kold* sagt über die Zeit der Firmengründung: *„aber mörderisch, auch vom zeitlichen Einsatz her“* (T4 3/15) und später weiter:

*„wir [er und zwei Freunde, die gemeinsam das Unternehmen gegründet haben, Anm. HQ] hatten überhaupt keine Hilfe und wenn du dann in der freien Wildbahn überleben musst (-) mh (---) sagen wir so, das erdet dich dann (---) und du weißt, du hast diesen Erfolg dir selbst zuzuschreiben und nicht irgendwelchen Beziehungen oder (-) Verwandtschaft (-), sondern das ist deine (-) deine Leistung und das ist dann halt schon wirklich Selbstvertrauen, ja (-) erarbeitetes Selbstvertrauen. [...] Leicht war's nicht, aber so stellt man sich dann irgendwann auf die Füß' “ (T4 5/7-13).*

Die Überbetonung der eigenen Leistung bei gleichzeitiger Leugnung jeglicher Unterstützung oder Sicherheiten durch familiär bedingt vorhandenes Kapital zieht sich bei den vier Interviewten durch die gesamte Erzählung ihres Werdegangs. Bestehende Netzwerke oder inkorporiertes kulturelles Kapital bleiben unerwähnt, solange sie nicht durch eigene Bemühungen entstanden sind. So auch das ökonomische Kapital, mit der Studien- und Ausbildungszeit, Unternehmungsgründung, Hotelkauf und/oder Auslandsaufenthalte finanziert wurden. Die individuelle Leistung ist der Motor des Erfolges, von jeglicher Förderung durch das Elternhaus grenzen sich die Befragten ab. Die Distanzierung könnte auf zweierlei Gründe zurückgeführt werden. Es bestehen einerseits persönliche Konflikte mit und innerhalb der Herkunftsfamilie, die auf belastende Erwartungen zurückzuführen sind und bis heute andauern. Andererseits könnte es ein Automatismus sein, der dabei hilft die Privilegien von Forderungen oder Ansprüchen von außen zu schützen. Dem „Warum“ genauer auf den Grund zu gehen, würde den Rahmen dieser Arbeit leider sprengen. Wichtig ist im Kontext des hier interessierenden Phänomens jedoch, dass der Bruch zwischen Kindheit und Erwachsen-sein stattfindet, die eigene Kindheit in ihrer Bedeutung für die berufliche Entwicklung abgewertet wird und die soziale Position ausschließlich über die individuelle Leistung in unterschiedlichen Etappen des Lebens legitimiert wird. Hajdar (2008) argumentiert, dass die Resistenz des Leistungsprinzips unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass Menschen dieses internalisiert haben, es für das Funktionieren der Gesellschaft und die Herausbildung der persönlichen Identität verantwortlich machen und der Antrieb dafür aus gegebenen Ungleichheitsverhältnissen entspringt. Zu den hier befragten Personen passt das insofern, als dass diese sich im Kontext ihrer Herkunft von Reichtum ausdrücklich abgrenzen und ihr Leben ein intrinsisch motiviertes Streben

nach oben ist. Hajdar argumentiert weiter, dass die Leistungserbringung im Zuge neoliberaler Entwicklungen gänzlich individualisiert wird, sodass persönliche Erfolge in diesem Verständnis nur davon abhängen können, während klassenspezifische Ungleichheiten völlig überdeckt oder ausgeblendet werden.

#### 4.2.2 Typ: Würdigung der Klassenherkunft

Im Muster der gewürdigten Klassenherkunft sind jene Fälle vereint, die ihre Klassenherkunft im Kontext ihres Lebenslaufes subjektiv als für ihren beruflichen Erfolg wesentlich und fördernd wahrnehmen und die ihre Dankbarkeit für die notwendige Unterstützung gegenüber ihrem Elternhaus, aber auch anderen beruflichen und privaten Wegbegleiter\*innen betonen. Dieses Wahrnehmungsmuster ist bei *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl*, *Dr. Hannes Gaumauf* und *Dr. Herbert van Wegen* vorzufinden. Zur Darstellung dieses Musters wird die Fallgeschichte von *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* in dessen Art und Weise seine Biografie zu erzählen, im Detail präsentiert, da sie die sich durchziehende Dankbarkeit für die erfahrene Unterstützung besonders eindrücklich repräsentiert. Analysen zu der Fallgeschichte von *Dr. Hannes Gaumauf* und *Dr. Herbert van Wegen* werden ergänzend hinzugezogen.

*Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl*, geboren 1966, hat das Glück „in einer intakten Familie aufwachsen zu können“ (T7 1/20). Die Familie mit vier Kindern, drei Söhne eine Tochter, verlegt den Lebensmittelpunkt ab *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl*s 10. Lebensjahr von Wien nach Niederösterreich. Aufgrund familiär bedingter Legasthenie erhalten die Kinder Behandlungen und Trainings von einer Schreib- und Sprachpädagogin. Der Mutter ist es ein Anliegen, die Kinder angemessen auf das Gymnasium vorzubereiten, das die Kinder selbstredend, so wie die Eltern auch, besuchen sollen. Weil es aber in der Umgebung in Niederösterreich kein Gymnasium gibt, kommt *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* in ein Internat, eine katholische Privatschule in Wien. Die Schwierigkeiten, die diese Ordensschule mit sich brachte, konnten durch die gute Gemeinschaft der Schüler aufgefangen werden. Die Schule war letztlich im positiven Sinne prägend und es gab „einige Menschen, von denen [er] sehr viel profitiert hat“ (T7 1/43). Als Schüler arbeitet *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* im Sommer „als Mechaniker oder in einer Autowerkstatt“ und sieht „wie das Leben auch sein kann“

und dass „andere Leute [...] nicht die Möglichkeit gehabt haben Gymnasium und dann eine universitäre Ausbildung zu genießen“ (T7 5/14). Nach der Matura folgt der Präsenzdienst, der aber aufgrund mangelnder Aufgaben zum kunstgeschichtlichen Selbststudium genutzt wird, das sich später in einen studentischen Nebenjob bei diversen Kunstausstellungen übersetzen lässt. Der Vater, selbst Arzt, möchte, dass sich sein Sohn den Wunsch Medizin zu studieren sehr gut überlegt und auf den erfordernten Arbeitsaufwand vorbereitet ist. Die Zeit beim Bundesheer hat Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl „in [s]einer Meinung und [s]einem Ziel das zu studieren gefestigt“ (T7 2/15) und dank seines Vaters ist er vorgewarnt und hat keine Probleme damit, sich voll und ganz auf das arbeitsreiche Studium einzulassen. Nach dem zügigen Abschluss des Studiums folgt ein Forschungsjahr an der Universitätsklinik, durch das sich dann eine definitive Ausbildungsstelle ebendort entwickelt hat. Die Mentoren, die „unterstützt und gefordert haben“ (T7 3/4), haben den Einsatz und Fleiß weiter motiviert und so ging es beruflich zügig aufwärts. Dazu kam während des Studiums und der Ausbildung der „Vorteil, [s]ein Vater ist eben in [einer Stadt] Chirurg gewesen, wo [er] dann im Sommer immer den Urlaub bei ihm verbracht“ (T7 3/7) hat und dadurch konnte er schon sehr früh das Handwerk und auch die Belegschaft im Spital kennenlernen, was für die spätere Karriere sehr förderlich war. Neben der angewandten Medizin war Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl auch immer in der wissenschaftlichen Forschung tätig und ist heute angesehener Professor an einer privaten Universität. Außerdem hat Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl während seines Studiums auch seine Frau kennengelernt, die ihm für seine Karriere „dem traditionellen Rollenbild entsprechend den Rücken freigehalten hat“ (T7 4/18).

*„Ich hab‘ Glück gehabt, weil ich immer die notwendige Unterstützung gehabt hab, [...] also ich fühl mich als sehr privilegierter Mensch diesbezüglich, was das soziale Umfeld, als auch die Ausbildungsmöglichkeiten und die Gesundheit betrifft“ (T7 4/25f).*

### **Dankbarkeit für das Elternhaus**

In den Fällen von Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl, Dr. Hannes Gaumauf und Dr. Herbert van Wegen wird ein besonderer Bezug zur Kindheit und zur Familie, in der sie aufgewachsen sind, hergestellt. Die Befragten nehmen nicht nur die hochwertige Ausbildung, die sie erhalten haben, als wesentlich für ihren Werdegang wahr, sie verbind-

den auch einen gewissen Stolz mit ihrer Herkunft und den Möglichkeiten, die diese ihnen bot. Die Qualität der besuchten Privatschulen stellt für die Befragten keine Selbstverständlichkeit dar, sondern wird als Privileg betrachtet. Die Bemühungen der Eltern, die Kinder auf einen guten Weg zu bringen und ihnen alle denkbaren Möglichkeitsräume zu öffnen, werden ausdrücklich hervorgehoben. Im Mittelpunkt steht dabei die Förderung durch die Tradierung von Wissen, aber auch das zur Verfügung stellen von Netzwerken spielt eine wesentliche Rolle. Die Dankbarkeit die den Eltern entgegengebracht wird, stellt im weiteren Verlauf des Lebens eine grundlegende Haltung dar und die Befragten orientieren sich zielstrebig an den von ihnen eingeschlagenen Wegen. Das Privileg und die Unterstützung nicht zu vergeuden, achtsam und verantwortungsbewusst damit umzugehen, scheint eine wesentliche Lebenseinstellung zu sein. Auch das Bedürfnis der Herkunft zu entsprechen und sich dankbar zu zeigen, also etwas zurückzugeben, ist für die Befragten hier charakteristisch.

Der positive Bezug zum Elternhaus, teilweise auch zu den Großeltern, äußert sich vor allem in der Art und Weise der Darstellung der Eltern, wenn *Dr. Herbert van Wegen* beispielsweise erzählt:

*„Meine Eltern waren rührend, nicht. (-) Ich hab' zwei kleine Brüder gehabt //mhm//, die sind leider sehr jung gestorben. [...] war sehr tragisch für meine Mutter, aber meine Eltern waren da [mit seinem Jus-Studium, Anm. HQ] absolut zufrieden, ja ja ja. Also ich mein, sie ham rührend natürlich auch ein bisschen finanziert (-) oder viel finanziert“ (T1 2/7ff).*

*Dr. Hannes Gaumauf* steigt nach seinem Wirtschaftsstudium in das große Import-Export Unternehmen seines Vaters ein und stellt klar, dass er sich betriebsintern anderen, neuen Feldern gewidmet hat, weil er *„nicht unbedingt genau dasselbe machen wollte, wie [s]ein Vater“* (T6 1/40), ohne die Errungenschaften seines Vaters dabei in Abrede zu stellen oder seine eigenen dagegen aufzuwerten. Die Analyse lässt den Schluss zu, dass das Familienvermögen und dessen Ausweitung eine Möglichkeit zur Entfaltung im familiären Umfeld darstellt und eine erwünschte, fördernde Funktion hat. Die Ausbildung, insbesondere das Hochschulstudium, wird als etwas wahrgenommen, das bildet und über Bildung

Möglichkeiten eröffnet, sowie die eigenen Horizonte erweitert, ohne auf die Verwertbarkeit am Arbeitsmarkt reduziert zu werden. In den Biografien der drei Befragten spielen vor allem die männlichen Vorfahren, insbesondere der jeweilige Vater, aber auch Großväter und Urgroßväter eine wichtige Rolle und werden als prägende Figuren dargestellt. *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* streicht auch die besondere Bedeutung seiner Mutter (später auch die Unterstützung durch seine Frau) heraus:

*„Da war meine sehr (!) Mutter sehr dahinter [die Legasthenie aller vier behandeln zu lassen, Anm. HQ], was glaub ich sehr wichtig war //mhm//, weil das als Vorbereitung für das Gymnasium, das einfach essentiell wichtig war.“ (T7 1/25-17)*

Der Bildungsweg war von den Eltern vorgegeben und durch diese unterstützt und gefördert. Fehlende Voraussetzungen dafür wurden noch vor Schuleintritt ausgeglichen. Das Hochschulstudium wird mit Selbstverständlichkeit jeweils zügig und gut abgeschlossen, ohne die eigene Leistungsfähigkeit in Frage zu stellen oder besonders hervorzuheben. Es scheint eine gewisse Standeshaltung vorzuherrschen, der die Befragten aber auch unhinterfragt entsprechen (wollen). Es geht dabei darum, ihr Privileg bewusst zu nutzen, aber auch verantwortungsbewusst damit umzugehen. Der Herkunftsstolz der Befragten äußert sich in den immer wieder auftauchenden Referenzen zur Familie, wenn *Dr. Herbert van Wegen* etwa auf seinen Urgroßvater verweist, der ein sehr berühmter Bildhauer war und *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* das von seinem Vater erlernte chirurgische Handwerk oder das Lebenswerk seines Großvaters lobt. Die Referenzen beziehen sich insbesondere auf das kulturelle, wie auch auf das soziale Kapital des Elternhauses, selten jedoch auf das ökonomische, das tendenziell in den Hintergrund gerückt wird. *Dr. Hannes Gaumauf* erwähnt gleich, dass sein Vater um 1931 in Wien und in Brüssel studiert hat. *Dr. Herbert van Wegen* meint über seinen familiären Hintergrund beispielsweise:

*„Meine Familiengeschichte hat mich natürlich geprägt, also die lässt sich eh nachlesen. Wir waren eigentlich, viele von unseren (-) Vorfahren in der Politik tätig, nicht. Also, als Minister oder als Abgeordneter oder in der Hochbürokratie oder auch im Militär oder so, das ist in dem Gen das wir haben“ (T1 4/23-25)*

Die These ist hier, dass die Befragten großen Wert auf ihren familiären Status und die damit verbundene ständische Ehre legen und dem damit verbundenen kulturellen Kapital subjektiv eine wesentliche Bedeutung für ihren Werdegang zuschreiben.

### **Die richtige Lebensführung**

Wie die obige Darstellung zeigt, nehmen die Befragten ihr Ständesprivileg als solches an. Sie wissen um ihre besondere Lage und ihre privilegierte Ausgangssituation im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Gruppen. Aus diesem Bewusstsein leiten sie Dankbarkeit gegenüber ihrer Familie und ihrer Klassenherkunft ab. Der Unterstützung durch unterschiedliche Akteur\*innen wird enorm große Bedeutung für die eigene soziale Position und den beruflichen Werdegang beigemessen. Es zeigt sich die Herausbildung der nach Weber (1922) so bezeichneten „ständischen Ehre“, die auch eine gewisse Art der Lebensführung erfordert. Bourdieu (2014 [1987]) spricht dabei von der Herausbildung des legitimen Geschmacks im Lebensstil, „[charakterisiert] durch die von Max Weber sogenannte »Stilisierung« des Lebens“ (S. 283). Die erhaltene Unterstützung, die den Lebensweg vereinfacht hat und als Privileg der Herkunft angenommen wird, gilt als etwas Besonderes und Wertvolles, weshalb achtsam damit umgegangen werden muss. Das bedeutet zum einen, den eigenen Weg zielstrebig zu verfolgen, um das Privileg nicht zu vergeuden. Zum anderen wird auch von Inhabern einer solchen Position eine standesgemäße Lebensführung erwartet, verschwenderisch zu leben ist keine legitime Option. So meint *Dr. Herbert van Wegen* etwa:

*„Und immer die Frage, liege ich mit meinen Interessen richtig oder falsch? //mhm// Und wer das nicht macht, der sagt dann ‚super, jetzt hab’ ich ein Haus gekauft für fünfhunderttausend und verkaufe es für eine Million //mhm// und jetzt kaufen wir uns eine Jacht und einen Porsche //mhm//. Das ist nicht die richtige Art“ (T1 9/42f).*

Und für Dr. Hannes Gaumauf bedeutet es: *„dass man nicht äh sinnlos Geld ausgibt, das man gar nicht braucht, wo andere daneben vielleicht das notwendiger haben“ (T6 5/13).*

Die Analysen lassen den Schluss zu, dass sich die Befragten aufgrund ihrer Position moralisch erhaben fühlen, hier vor allem auch über das so deklarierte richtige Verhalten Distinktion stattfindet und die standesgemäße Lebensweise und die ehrenhafte Orientierung an Gesetzen, also beispielsweise das Zahlen der vorgeschriebenen Steuern, ihre Position und ihre subjektive Sichtweise legitimiert.

Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl: *„Ich bin dankbar der Gesellschaft. Dass ich so weit gekommen bin ist einerseits der Verdienst meiner Eltern, andererseits mein Verdienst, aber auch natürlich das Verdienst (-) eines eines Staatsgefüges das wir haben, wir haben eine Universität, wir haben Schulen und so weiter. Dass ich da auch eine gewisse Schuldigkeit fühl, das zurück zu geben und jetzt nicht jeden (-) Steuergroschen umdrehe, ob ich den doch nicht irgendwie wieder zurückholen kann.“ (T7 8/3ff)*

Interessant ist hier insbesondere die moralische Selbstüberhöhung der Befragten. Sie wissen zwar um die ökonomischen und kulturellen Vorteile durch ihr Elternhaus, die ihnen zu ihrer heutigen sozialen Position verholfen haben, legitimieren diese aber gewissermaßen darüber, dass sie sich als ehrenhafte, gute Bürger verhalten. Sie erfüllen die moralische Pflicht *zu arbeiten*, agieren im Rahmen der Gesetze, zahlen ihre Steuern, andere in ihrer Position tun das nicht. So entsteht das Gefühl, dass ihnen dieses Privileg letztlich

auch zusteht. Vor allem im Vergleich zu jenen, die nicht richtig damit umgehen. Sie entsprechen ihrem Statusprivileg und grenzen sich in alle Richtungen von jenen ab, die vermeintlich moralisch verwerflich handeln, indem sie verschwenderisch leben. Über ihren Umgang mit ihrem Privileg legitimieren sie dieses gegenüber anderen. Ungleichheit ist aus Sicht der Befragten insofern problematisch, als das bestimmte Personen nicht wissen, wie mit Privilegien umzugehen ist. Zu diesen zählen sie selbst nicht.

### 4.3 Gerechtigkeitsideologie

Im Folgenden wird die jeweilige Gerechtigkeitsideologie der beiden oben beschriebenen Typen dargestellt. Bisher hat sich gezeigt, dass die Befragten zwei grundlegende Richtungen einschlagen. Entweder gibt es einen Bruch und sie distanzieren sich von ihrer sozialen Herkunft, sodass sie ihre heutige Position im Sinne des gesellschaftlich vorherrschenden Leistungsprinzips über ihre individuelle Leistung legitimieren können. Oder aber das Privileg wird als solches angenommen und durch die angemessene, standesgemäße Lebensführung legitimiert, welche wiederum zur gesellschaftlichen Distinktion dient. Nach Schütz (1993 [1932]) wird über die subjektive Wahrnehmung die Alltagsrealität konstruiert. Die subjektive Deutung der Lebensgeschichte der Befragten ist grundlegend handlungsanleitend und folglich relevant für die Herausbildung der sekundären Gerechtigkeitsideologie. Ideologie bedeutet nach Theodor Geiger *„Lebens- und Weltdeutungen oder auch Gedankengefüge, die sich auf enger abgesteckte Gegenstandsbereiche, z.B. auf die Wirtschaft oder einzelne wirtschaftliche Tatsachen beziehen“* (Geiger 1932, S. 77f zit. n. Vester 2001, S. 185). Der Ideologie liegt eine schichtspezifische Mentalität zugrunde; Mentalität ist *„geistig-seelische Disposition, ist unmittelbare Prägung des Menschen durch seine soziale Lebenswelt und die von ihr ausstrahlenden, an ihr gemachten Lebenserfahrungen“* (ebd.). Der Begriff der Mentalität nach Geiger ist vergleichbar mit dem Konzept des Klassenhabitus bei Bourdieu. Anders als die Mentalität oder der Habitus ist Ideologie reflektierte *„Selbstausslegung“* (ebd.). Die Ideologie formt sich vor dem Hintergrund der Deutung der eigenen Lebensgeschichte, gespeist aus den vergangenen Lebenserfahrungen und antizipierten Zukunftsaussichten. Unter den hier untersuchten Befragten finden sich zwei verschiedene, aber sehr dominante gesellschaftliche Gerechtigkeitsideologien, die sich vor der Wahrnehmung der eigenen Lebensgeschichte konstituieren und die jeweils den oben bereits dargestellten Typen zugeordnet werden können.

Diese werden in der Folge dargestellt. Wird die Klassenherkunft abgewertet, kann eine leistungsorientierte Gerechtigkeitsideologie festgestellt werden. Die Würdigung der Klassenherkunft bringt hingegen eine statusorientierte Gerechtigkeitsideologie mit sich. Die zusätzliche Analyse des zugrundeliegenden Habitus bzw. der zugrundeliegenden Mentalität der jeweiligen Gerechtigkeitsideologie wäre ausgesprochen interessant, würde den Rahmen dieser Qualifizierungsarbeit aber leider sprengen und wird deshalb nach Möglichkeit an manchen Stellen nur angedeutet.

### 4.3.1 Leistungsgerechtigkeit

Der Typus jener, die ihre Klassenherkunft abwerten, ist sehr stark am gesellschaftlich vorherrschenden Leistungsnarrativ orientiert und macht Leistung als individuellen Beitrag zur Grundlage für Gerechtigkeit. Dieser Typus ist vor allem durch seinen Individualismus, die Aufstiegsorientierung, Selbstsicherheit und einen auf Leistung begründeten Machtanspruch charakterisiert. Die Kombination dieser Eigenschaften finden wir insbesondere bei *Mag. Friedrich Teichmann*, *Dr. Richard Eisenschmid*, *Mag. Lucas Kold* und *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber*. Wie oben bereits dargestellt, hat der Individualismus seinen Ursprung in der Deutung des eigenen Werdeganges. Die Befragten stellen ihre individuelle Leistung ins Zentrum ihrer erfolgreichen beruflichen Karriere und sehen ihre soziale Position, ihren heutigen individuellen Wohlstand darin begründet. Durch diese Wahrnehmung ihrer eigenen Lebensgeschichte spielt die Entwicklung ihrer persönlichen Selbstsicherheit eine zentrale Rolle, die sich aus ihren durch Fleiß erarbeiteten Erfolgen speist. Ein ständiges Streben nach oben ist dabei unerlässlich. Wie sich zeigen wird, wird aus ihrem eigenen auf Leistung gründenden Erfolg, ein Machtanspruch und ein sozialer Blick von oben abgeleitet. Dabei werden das eigene Selbstverständnis und die eigene Selbstausslegung, in Unkenntnis anderer Lebenswelten, anderen Gesellschaftsmitgliedern auferlegt. Die Selbstwahrnehmung stellt die Grundlage für die Bewertung Anderer dar und mündet so in eine Gerechtigkeitsideologie, die am Leistungsprinzip orientiert ist. Gleichzeitig kommt das Bedarfsprinzip zur Anwendung, wenn es um individuelle Krisensituationen geht, die nicht selbstverschuldet sind. Bedarf wird dabei jedoch tendenziell sehr eng ausgelegt. Die empirischen Analysen führen zu der Hypothese, dass die Gerechtigkeitsideologie der Befragten, ausgehend von der Deutung ihrer eigenen Lebensgeschichte, grundsätzlich auf

dem Leistungsprinzip, ergänzt durch das Bedarfsprinzip, beruht. Vorausgesetzt wird dabei, dass der Bedarf nicht selbstverschuldet und nur temporär ist.

## **Individualismus und Leistung**

Dass die Befragten Individualismus und Leistung durch den Bruch mit ihrer sozialen Herkunft zur Grundlage ihrer eigenen sozialen Position machen, wurde oben bereits ausführlich dargestellt. Die Sicht auf Andere äußert sich insbesondere darin, dass Leistungsfähigkeit grundsätzlich vorausgesetzt wird und den notwendigen Beitrag zum Funktionieren der gesellschaftlichen Ordnung darstellt. Sie begründen Ansprüche an den Sozialstaat, die einem Individuum zustehen können, durch die vorab über die Einkommenssteuer erbrachte Leistung. Die wirtschaftliche Lebenssituation wird auf individuell getroffene Entscheidungen zurückgeführt. Dieses Muster äußert sich bei *Mag. Friedrich Teichmann*, der an unterschiedlichen Stellen feststellt, dass Leistung allen zumutbar ist und Menschen sich nur individuell dafür entscheiden müssen, wenn er z.B. über Ansprüche an den Sozialstaat spricht, wie folgt:

*„Aber was steht einem um Gottes Willen zu? In erster Linie musst du amal leisten und einzahlen“ (T2 18/35). „Achtzig Prozent der Österreicher sind leistungsfähig, können arbeiten gehen, die müssen nur in der Früh an Wecker stellen und aufstehen“ (T2 19/4). „Menschen ist zumutbar zu arbeiten, und zwar jedem“ (T2 24/1).*

Wichtig ist dabei, dass niemand per se einen Anspruch auf Leistungen aus dem Sozialstaat hat, bevor nicht ein Beitrag geleistet wurde. Und diesen Beitrag zu leisten ist grundsätzlich möglich. Die Arbeit ist wesentlicher Bestandteil der erbrachten Leistung und nur ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung kann dem unter bestimmten Umständen nicht entsprechen. Hier erkennt man den Herrschaftsanspruch und die Abwertung nach unten, insbesondere über die Wahl der Sprache und den Verweis, dass (nicht) zu leisten oder (nicht) arbeiten zu gehen bei der großen Mehrheit eine individuelle Entscheidung sei. Wer nicht arbeitet, trifft falsche Entscheidungen. Das äußert sich beispielsweise bei *Dr.*

*Richard Eisenschmid*, im Bezug auf das Gesundheitssystem und der damit verbundenen Möglichkeit einer Privatversicherung, wie folgt:

*„Es ist einfach so, dass Menschen priorisiert Geld für Gesundheit ausgeben, also die einen kaufen sich halt Felgen fürs Auto und die anderen investieren halt in eine Zusatzversicherung“ (T3 17/31-33).*

Hierbei werden unterschiedliche grundlegende Annahmen getroffen. Ergebnisse sozialer Ungleichheit, wie in diesem Fall die private Zusatzversicherung, die im Krankheitsfall eine bessere Form der Versorgung zur Folge hat, werden auf Basis individueller Entscheidungen legitimiert. So ist die Schlechterstellung mancher gerechtfertigt. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass die Ausgangslage, aus der eine Entscheidung wie diese getroffen wird, für alle gleich wäre. Die eigenen sozialen Positionen sind Maßstab für den Ausgangspunkt der individuellen Entscheidung. In der Aussage steckt weiters eine implizite Abwertung jener, die aufgrund ihrer falschen Werte falsche Entscheidungen treffen und so ist ihnen die Schuld an ihrer sozialen und wirtschaftlichen Position selbst zuzuschreiben. Hierin steckt auch das Moment herrschender Selbstbetrachtung und daraus abgeleiteten Machtansprüchen. Der soziale Blick von oben nach unten orientiert sich an richtigen oder falschen Entscheidungen.

## **Aufstieg und Selbstvertrauen**

Der Individualismus zeigt sich auch insbesondere in der Leugnung der Unterstützung bereits in der Kindheit, aber auch später im Aufstieg zum Erfolg. Unterstützung wird verteufelt und als die Entwicklung hemmender Faktor dargestellt. Die individuelle Leistung ist zentral, auch für das Selbstvertrauen und würde durch Hilfe unterbunden und in ihrer Bedeutung vermindert werden. Zunächst betonen die Befragten, wie oben bereits dargestellt, dass sie ihren beruflichen Werdegang ohne jegliche Unterstützung erfolgreich bestritten haben. Einzig Wegbegleiter, wie Schul- oder Studienkollegen, sowie Geschwister die den gleichen Weg gegangen sind, werden als Unterstützung angesehen. Wieder wird diese Sichtweise auch auf andere umgelegt. So meint *Mag. Lucas Kold* beispielsweise:

*„Unser [er und die anderen beiden Geschäftsführer, Anm. HQ] Geist waren (-) Firmen wie wir, die in der freien Wildbahn existieren. (--). Die am freien Markt agieren, ohne Förderungen, ohne irgendwas (-), die sich durch ihre eigene Leistung hervorheben //mhm// (---). Ich sag hier eines, wären wir gefördert worden, hätte das eigentlich unsere Entwicklung behindert. (T4 4/21f).*

Und an anderer Stelle:

*„Du bekommst mehr von dem was du belohnst und deswegen ist Hilfe begrenzt, weil (---) wenn du jemanden, der arbeitslos geworden ist, durchfütterst, dann wird das zu seinem Beruf. Ich bin Sozialhilfeempfänger, das ist mein Beruf“ (T4 12/31ff).*

Im Grunde führt Unterstützung dazu, dass Menschen individuell falsche Entscheidungen treffen und keine Verantwortung mehr für sich selbst übernehmen (wollen). Die soziale Position ist dann ihrer individuellen Entscheidung zuzuschreiben, da die angebotene Unterstützung angenommen und in weitere Folge eigene Leistungserbringungen unterlassen werden. So kann auch kein wirtschaftlicher Erfolg erzielt werden. In Referenz zur eigenen Erfahrung führt der Anreiz, sich durch Leistung hervorzuheben, zu Erfolg und hat dann auch Auswirkungen auf das eigene Selbstvertrauen. So betonen die Befragten, sie hätten keine Unterstützung durch ihr Elternhaus gehabt oder sich davon gelöst und mussten selbst Leistung erbringen, um zu dem heutigen Erfolg zu gelangen. Daraus, und aus dem Wissen es alleine geschafft zu haben, schöpfen sie ihr Selbstvertrauen, das für sie eine wichtige Rolle spielt. Selbstbewusstsein steht also in engem Zusammenhang mit individuellem Erfolg: *„Ich kann mir mein Leben selber verdienen.“* (Mag. Lucas Kold, T4 16/9). Dies wollen sie auch ihren eignen Kindern mitgeben, weshalb sie bewusst darauf achten, diese nur begrenzt finanziell zu unterstützen. Mag.<sup>a</sup> Diana Eber sorgt sich in diesem Zusammenhang um ihre Tochter: *„Eu, hoffentlich hab' ich meine Tochter nicht zu viel verwöhnt und verhätschelt.“* (T5 3/35) und auch Mag. Friedrich Teichmann meint, er kauft seinen Kindern eine eigene Wohnung als Grundlage, um das essentielle Bedürfnis

des Wohnens zu decken und finanziert darüber hinaus nur begrenzt deren Lebensalltag. Das ist auch:

*„bewusst so gesteuert (lacht), weil ich mir denke, das muss sie doch ein bisschen motivieren zu arbeiten und und (-) zu erkennen, dass Geld mit Einsatz zu tun hat. [...] Ich glaub, man tut den Menschen nichts Gutes //mhm//, weil er einfach nicht erkennt, dass man ohne Einsatz nicht weit kommt.“ (T2 31/8ff)*

So wie die Befragten aus ihrer subjektiven Sicht selbst für ihren Erfolg Leistung erbringen mussten, so müssen auch ihre Kinder lernen, was Leistung bedeutet und auch die Gesellschaft an sich funktioniert nur, wenn sich alle über ihren individuellen Beitrag einbringen. Unterstützung muss möglichst gering ausfallen, um den Anspruch für die Leistungserbringung nicht zu vermindern und dabei bilden sich auch die Persönlichkeit und das Selbstbewusstsein heraus. Alle müssen gefordert werden, um etwas erreichen zu können; ob es nun um Kinder privilegierter Klassen oder Sozialhilfeempfänger\*innen geht. Große Ungleichheiten werden dabei negiert.

## **Unverschuldete Bedürftigkeit**

Obwohl Leistung als grundlegendes Prinzip zur Beurteilung von richtig oder falsch, von gerecht oder ungerecht herangezogen wird, gibt es in den Augen der Befragten Ausnahmen von diesem Prinzip. Das ist hier die Bedürftigkeit und wenn diese vorliegt, wird das Bedarfsprinzip angewendet. Bedürftigkeit bezieht sich dabei auf eine Krisensituation, die die betroffene Person nicht selbst verantwortet hat und die tendenziell temporär ist, sodass der Bedarf für eine gewisse Zeit gedeckt werden kann. Bedürftigkeit wird immer mit Armut in Zusammenhang gebracht, die lebensbedrohlich sein kann. *Dr. Richard Eissenschmid* erzählt zum Beispiel von nicht versicherten Schwangeren, für die ein Fonds eingerichtet wurde, hält diesen für wichtig, meint aber das muss genügen, denn *„irgendwo sind da Grenzen“* (T3 17/16). Auch Mag.<sup>a</sup> Diana Eber bezieht sich auf Frauen, insbesondere Alleinerzieherinnen:

*„Ich denk mir, wir reden jetzt mal, was man so nicht machen sollte schwarz und weiß, aber du hast Kinder und der Mann lernt eine Neue kennen und vertschüssst sich, die sitzt dann da mit den Kindern und kann gar nicht arbeiten gehen und dann sind die Alimente uneinbringbar [...] und dann kann's schon passieren, dass eine Frau mal zur Flasche greift und sagt ‚ich pack's nicht mehr‘“ (T6 7/22ff).*

Mag.<sup>a</sup> Diana Ebers Verständnis von Bedürftigkeit reicht im Kontext der Alleinerzieherinnen weiter als bei den anderen, was möglicherweise auf eine persönliche Solidarisierung mit andern Frauen zurückzuführen ist, während die männlichen Befragten Alleinerzieherinnen zwar grundsätzlich als unterstützenswert betrachten, Alkoholismus als selbstverschuldeten Missstand aber wieder individualisieren und nicht tolerieren würden. Eine Ausnahme vom Leistungsprinzip wird in bestimmten Situationen unter bestimmten Umständen gemacht. Mag. Friedrich Teichmann sagt dazu:

*„wenn du in die Situation [bspw. kurzzeitige Arbeitslosigkeit oder eine Scheidung; Anm. HQ] kommst, dass du's brauchst, oder gewisse Menschen werden nie in die Situation kommen, dass sie was einzahlen, weil sie einfach aufgrund körperlicher oder geistiger handicaps nicht in der Lage sind“ (T2 18/36ff).*

*„Sozialleistungen sind für die da, die es brauchen (-) für eine gewisse Periode //mhm//, aber nicht auf Dauer“ (T2 17/22-23).*

## **Gesellschaftliche Verantwortung**

Aus den bisher angeführten Einstellungen leiten die Befragten auch die Sicht ihrer persönlichen gesellschaftlichen Verantwortung ab. Grundsätzlich ist zunächst jede\*r für sich selbst verantwortlich. Den Platz in der Gesellschaft und Ansprüche daraus müssen erst einmal über individuelle Leistung erarbeitet werden. So tragen auch die Befragten selbst zum Funktionieren des gesellschaftlichen Systems bei, indem sie selbst arbeiten gehen und über ihre berufliche Position Beiträge leisten und Verantwortung übernehmen. Sie

zahlen also einerseits viele Steuern und tragen so zu einem gerechten System bei. Andererseits übernehmen sie im Rahmen ihrer Tätigkeit als Unternehmer\*innen oder als Arzt Verantwortung gegenüber Mitarbeiter\*innen oder Patient\*innen. Sie alle empfinden ihre Arbeit als einen sozialen Beruf. Diese Erklärung wird zur Legitimation herangezogen und entbindet von jeglicher weiterer Verantwortungsübernahme, die über die eigene Familie hinausgeht. Zum Beispiel *Dr. Richard Eisenschmid* hat als Mediziner seiner Meinung nach ohnehin einen Sozialberuf und übernimmt im Rahmen seiner Tätigkeiten viel gesellschaftliche Verantwortung. Sogar schon mehr als eigentlich gut ist, denn „*unser Krankenhaus lässt sich nicht finanzieren, wenn wir jeden Tag unversicherte Patienten zusätzlich behandeln würden, also das (-) halt ich für (//) wir tun's, wir tun's eh sehr viel*“ (T3 17/13). Auch *Mag. Lucas Kold* leistet seinen Beitrag über seinen Job:

*„Er [ein hypothetischer erfolgreicher Unternehmer, Anm. HQ] lässt das Geld arbeiten oder konsumiert was oder er investiert was (-) das heißt, profitiert ja auch wieder die Gemeinschaft davon. Also ich schuld- (/) ich (//) sagen wir so, ich bin niemandem was (---) neidig //mhm// (-- ) ah, wenn er das für sich äh einen Erfolg macht“ (T4 14/21f).*

Die Analyse dieser Sequenz lässt den Schluss zu, dass sich der Befragte selbst mit dem Unternehmer in der Erzählung identifiziert und den gesellschaftlichen Beitrag in der Arbeit und der Investition in den Wirtschaftskreislauf sieht. Damit hat er genug für das gesellschaftliche Wohl geleistet und andere haben kein Recht, weitere Ansprüche an ihn und sein Vermögen zu stellen. Lediglich *Mag.<sup>a</sup> Diana Eber* spendet auch, wobei bei ihr eher von einer Solidarisierung mit bestimmten Personengruppen auszugehen ist, mit denen sie sich identifiziert, als von dem Gefühl einer durch ihre soziale Position bedingten gesellschaftlichen Verantwortung.

In diesem Typus spiegelt sich das Leistungsnarrativ als Grundlage für Gerechtigkeit wider. Ungerechtigkeit liegt dort vor, wo nicht geleistet wird. Ausnahmen werden für Fälle temporärer und nicht selbst verschuldeter, unveränderbarer Bedürftigkeit gemacht, oder aus Solidaritätsgefühlen bei bestimmten Gruppen. Erstere werden ohnehin (und tendenziell auch zu gut) vom bestehenden System unterstützt und so ist eine zusätzliche Hil-

feleistung nicht notwendig. Wichtig ist, dass der Antrieb zur eigenen Leistung nicht verloren gehen darf. Aus der Leistungsideologie formt sich der Individualismus zu einem legitimen Handlungs- und Denkmuster, gesellschaftliche Verantwortung die über die berufliche Tätigkeit hinausgeht wird abgelehnt und die Überlegenheit gegenüber jenen, die die falschen Entscheidungen für ihr Leben treffen, äußert sich in einem herrschenden, herabwürdigenden Blick nach unten, der sich auch in der Sprache der Befragten ausdrückt. So weisen die Befragten auch jegliche potentiell notwendige gesellschaftliche Verantwortung von sich.

### 4.3.2 Statusgerechtigkeit

Der zweite Typus orientiert sich grundlegend am Statusprinzip als Gerechtigkeitsideologie. Charakterisiert ist dieses Muster vor allem durch die standesgemäße Lebensführung ohne Verschwendung, eine gemeinschaftliche Denkweise, indem die Gemeinschaft vor das Individuelle gestellt wird und auch durch Machtansprüche, die sich durch karitative Wohltätigkeit oder symbolische Formen der Herrschaft über hochkulturelle Muster äußern. Die Kombination dieser Eigenschaften ist vor allem bei *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl, Dr. Hannes Gaumauf* und *Dr. Herbert van Wegen* zu finden, die auch, wie sich in den Analysen der biografischen Erzählungen zeigt, einen Herkunftsstolz in sich tragen. Aus den vorangegangenen Ergebnissen lässt sich ableiten, dass die Akzeptanz der sozialen Herkunft als Privileg als ein individuelles Recht auf die ererbte Statusposition verstanden wird. Das zeichnet sich auch dadurch aus, dass dieses Anrecht eine bestimmte Lebens-, Denk- und Handlungsweise erfordert, an der sich die Befragten orientieren. Ihre Art der Lebensführung legitimiert ihre soziale Position. In Zusammenhang damit steht auch die Notwendigkeit des Bedürfnisses, etwas an die Gesellschaft zurückzugeben, um sich so für ihre Privilegien zu revanchieren oder zumindest zu rechtfertigen. Dabei wird Herrschaft über Distinktion entweder durch Philanthropie, oder aber durch das Standesrecht an sich ausgeübt. Jedenfalls findet eine Abgrenzung zu anderen gesellschaftlichen Gruppen aufgrund deren Lebensweise bei gleichzeitiger moralischer Überhöhung der eigenen statt. Dabei steht aber die Gemeinschaft tendenziell vor dem Individuellen, gegenseitige Unterstützung so wie auch Konventionen haben einen wichtigen Wert und das grundsätzliche Motto lautet „Leben und leben lassen“. Insgesamt nimmt auch die Familie, in diesem Fall nicht nur die selbst gegründete, sondern eben auch die Herkunftsfamilie, als Wert an sich eine wichtige Rolle ein. Die Analysen lassen hier die Hypothese zu, dass die vorliegende Gerechtigkeitsideologie, ausgehend von der Deutung ihrer Lebensgeschichte auf dem Statusprinzip, ergänzt durch das Bedarfsprinzip, beruht.

## Statusprivileg, Distinktion und „Neid“

Wie oben bereits erläutert, zeigt sich in den Analysen, dass die Befragten aus ihrem Statusprivileg eine Pflicht zu einer standesgemäßen Lebensweise ableiten. Diese ist nicht notwendigerweise reflektiert, sondern vermutlich habituell internalisiert. Es geht dabei vor allem darum, ein Leben als guter Mensch zu führen und mit dem ererbten Statusprivileg verantwortungsvoll umzugehen. Über die Entscheidungen, die die Befragten für ihr Leben treffen, entsprechen sie ihrem ererbten Statusprivileg und grenzen sich darüber von anderen ab. Das äußert sich zum einen in der eigenen karriereorientierten bzw. zielstrebigem Lebensführung insofern, als dass Entscheidungen mit Bedacht getroffen und dann auch konsequent verfolgt werden, um keine Zeit zu verschwenden. Zum anderen findet über die Herkunft und die Art der Entscheidung über die Lebensführung eine Distinktion innerhalb ihres eigenen nahen Umfeldes statt. Bei *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* klingt das beispielsweise so:

*„Der Präsenzdienst war horizonterweiternd, allerdings nur die ersten (-) eineinhalb Monate vielleicht, weil ich den ganzen Dienst auf einmal erledigt hatte und die letzten Monate waren eher Zeitverlust, den hab ich dann dazu benützt mich in Kunstgeschichte zu vertiefen [...] bei Ausstellungen tätig zu sein, was einerseits natürlich ein interessanter Job war vom Inhalt her und von der kunsthistorischen Bildung her und andererseits natürlich zu lernen, vor vielen Menschen regelmäßig zu sprechen und sich auszudrücken“ (T7 1f/46f).*

An diesem Beispiel wird das Bedürfnis erkennbar, die eigene Zeit sinnvoll zu nutzen, sich weiterzubilden und sich mit wichtigen und den richtigen Dingen zu beschäftigen, auch den Horizont zu erweitern und das eigene, selbstsichere Auftreten zu erlernen. Aufgrund der Verantwortung durch eine privilegierte soziale Lage ist es *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* zufolge auch wichtig: *„das Beste daraus zu machen und dann auch wieder eben wertvolle Mitglieder der Gesellschaft zu werden“ (T7 9/12-13).* *Dr. Herbert van Wegen* unterscheidet nach tatsächlichem Berufsstand, wer als anerkanntes, wertvolles Mitglied der Gesellschaft gilt:

*„Die wirklich gute Gesellschaft, die gibt es nämlich in Österreich nicht mehr //mhm//. Das ist der tolle Chirurg //mhm// meinetwegen auch der Spitzenanwalt //mhm// da gibt's ein paar. Das ist (-) auch die Leute aus alten Familien, auch die Diplomaten, das sind auch Offiziere //mhm//.“  
(T1 12/33-36)*

Gleichzeitig ist Neid für die Befragten ein Thema, von dem sie sich distanzieren; andere sind zu Unrecht neidisch auf ihre Lebenssituation. Neid gilt als schlechte Charaktereigenschaft und ist nicht Teil ihres Habitus. Während sie den Neid anderer oft spüren, wären sie nie neidisch auf Personen, die mehr finanzielles Vermögen haben als sie selbst. Das kommt aber nicht daher, dass ihre Lebenssituation keine Notwendigkeit für Neid erzeugt, sondern es hat mit ihrem Charakter zu tun. Es kann also angenommen werden, dass Neid dem Status der Befragten aus ihrer Sicht nicht würdig ist. So meint *Dr. Herbert van Wegen*:

*„Der normaler Neid, der umgeht, ja (-) da müssen Sie d'rüber stehen. Wenn jemand seine eigenen Defizite erkennt und den dem anderen in die Schuhe schiebt, dann (//) weil jemand der sehr selbstsicher ist, ist nie neidig //mhm// wenn Sie heute aus einem Elternhaus kommen mit hundert Millionen, freut mich, machen 'S das richtige! Wissen 'S was ich mein? [...] Ich kenne Neid nicht, Neid ist für mich eine Kategorie, dies nicht gibt“ (T1 10/10ff)*

Wichtig ist hier, dass die Befragten damit konfrontiert werden, dass Ungleichheiten als Ungerechtigkeiten empfunden werden und diese in eine verpönte Charaktereigenschaft, nämlich Neid umdeuten, der aus individuellem Versagen entspringt. Wer neidisch ist, ist mit sich selbst unzufrieden und unterstellt deshalb anderen, zu unrecht in einer privilegierten Situation zu sein. Der Neid rührt vor allem aus einer Unkenntnis der eigentlichen Lebenssituation der Befragten, die zu einem falschen Bild bzw. falschen Verständnis der Privilegien führt. Dabei wird die Bedeutung von ökonomischem Vermögen abgeschwächt und plötzlich wird die Frage nach Gerechtigkeit in die Frage nach individuellem Glücksempfinden, dem *glücklich sein*, umgedeutet.

Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl: „*Es ist halt immer der Neid in so einer Gesellschaft (-) die Sache und das ist das, was ich am Anfang gemeint habe, es wird (-) das Glück des Menschen viel zu sehr an sein wirtschaftliches Vermögen gekoppelt und die Glückforschung zeigt ja ganz klar, dass das überhaupt nicht so ist.*“ (T7 11/18-21).

Interessant ist, dass die Befragten durchaus damit konfrontiert sind, dass ihre Position von anderen als ungerecht empfunden wird. Diese Ungerechtigkeit weisen sie jedoch von sich, indem sie sie zu Neid degradieren, der auf persönlichem Unvermögen und Unzufriedenheit derjenigen beruht, die so empfinden. Zum anderen werden die eigene privilegierte Position und die Bedeutung von Kapitalbesitz – hier wird nun vor allem das, Großteils unerwähnte, ökonomische Kapital in den Vordergrund gerückt – deutlich abgewertet. Ungleichheiten werden an dieser Stelle nicht mehr über Gerechtigkeit, sondern das individuelle Glück gerechtfertigt. Man brauche kein Geld, um glücklich zu sein. Hier scheint ein tiefergehender Konflikt für die Legitimation der privilegierten Position der Befragten zugrunde zu liegen.

## **Gemeinschaft und Bedürftigkeit**

Bei der Frage nach der Gemeinschaft geht es vor allem um jene Menschen, denen es wesentlich schlechter geht als den Befragten selbst. Insbesondere finanziell schwierige Situationen, die die unterschiedlichsten Ursprünge haben können, werden nicht einer individuellen Entscheidung zugeschrieben, sondern als problematisch angesehen und sollten auch unterstützt werden. Die Befragten unterscheiden in dieser Hinsicht auch nicht zwischen selbst verschuldet oder unverschuldet, sondern gehen davon aus, dass gewisse Lebensbedingungen schwierig sind. Sie sehen also auch Handlungsbedarf bei Bedürftigkeit, haben aber ein sehr breites Verständnis davon. *Dr. Hannes Gaumauf* sagt dazu:

*„Eine geistige Toleranz einführen, ah (---) die (---) also nicht automatisch in Anklage zu denken, sondern (----) darüber nachzudenken ah (---) wie könnte man helfen, was würde die Person oder diese Personen-gruppe brauchen“ (T6 5/38f).*

Es liegt ein grundlegendes Verständnis für andere Menschen und andere Lebens- und Ausgangssituation vor, die anerkannt werden. Bedürftigkeit ist zwar an lebensbedrohliche Armut geknüpft, wie es zu dieser Situation gekommen ist, ist für die Befragten jedoch irrelevant. Die Verantwortung oder Schuld werden nicht beim Individuum gesehen oder gesucht, wenn beispielsweise *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* über ernste Schicksale spricht:

*„Leute, die nicht die Möglichkeit hatten sich entsprechend zu entwickeln, die irgendwie unterdrückt worden sind, die misshandelt worden sind, die aus ihrer Heimat flüchten mussten, Leute die unheilbar krank sind [...] und dann gibt's halt auch Leute, die einfach im Leben Pech gehabt haben und unter die Räder gekommen sind oder mit einem Schicksalsschlag nicht fertig geworden sind und ein Alkohol- oder Drogenproblem entwickelt haben“ (T7 7/16ff).*

Die Sicht auf die Lebenssituationen und damit verbundenen Probleme ist von Verständnis und Toleranz geprägt. Es wird in erster Linie thematisiert, dass die Situation für die Menschen eine problematische ist. Dass der Sozialstaat diese Schicksale mittragen soll gilt als selbstverständlich. Dies in Frage zu stellen würde vermutlich als pietätlos empfunden.

## **Soziale Verantwortung**

Die Analysen lassen den Schluss zu, dass die Akzeptanz und Anerkennung der eigenen Statusposition zu einem Wunsch führt, der Gesellschaft etwas zurückzugeben und andere daran teilhaben zu lassen. Das mag zum einen auf ein gewisses Schuldigkeitsgefühl zurückzuführen sein, zum anderen auch als Legitimationsmechanismus nach innen oder nach außen dienen. Zur statusbedingten Lebensführung gehört es auch ein guter

Mensch zu sein, also etwas an die Gesellschaft zurückzugeben. Dafür ist es wichtig, sich immer im Rahmen der Gesetze zu bewegen, Steuern zu zahlen und über Wohltätigkeit Verantwortung zu übernehmen. Dazu sagt *Dr. Hannes Gaumauf* beispielsweise:

*„Verantwortung äh gegenüber der Gesellschaft äh indem man die Steuern zahlt (-), natürlich das Steuern zahlen ist eine Pflicht. Soziale Verantwortung ist eine Notwendigkeit. [...] Früher habe ich Kunstwerke gekauft, jetzt äh sage ich, einem Künstler einer Künstlerin eine Ausstellung zu finanzieren ist besser, als ein Werk zu kaufen“ (T6 4/43ff)*

Es geht dabei vor allem darum, sich durch sein Verhalten und seine Lebensführung für die erhaltenen Privilegien dankbar zu zeigen und der Gesellschaft auch etwas davon zurückzugeben. Eine privilegierte soziale Herkunft verpflichtet dazu, die eigene Rolle bzw. Position ernst zu nehmen und daraus abgeleitet jene zu unterstützen, die es im Leben schwer hatten oder haben und für diese Menschen auch Verantwortung zu übernehmen.

Was bei den Befragten hier jedenfalls eine bedeutende Rolle spielt ist die Förderung von Kunst und Kultur, etwas das sie als familiär bedingte Verpflichtung, aber auch als persönliches Hobby verstehen. *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* und *Dr. Herbert van Wegen* beziehen sich dabei auf das Schloss im Familienbesitz, dessen Erhaltung als Verpflichtung, auch gegenüber der Gesellschaft, gesehen wird.

Dr. Herbert van Wegen: „Nehmen Sie (-) bei uns ist ein Schloss da, das war völlig kaputt [...]. Schlösser sind dann, wenn sie kaputt sind sehr billig, zu billig. Und dann, wenn sie schön erhalten sind, zu teuer, weil dann ist es der Wert der besonderen Vorliebe“ (T1 6/42-45).

Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl: „Für mich ist sozusagen (-) ähm (--) schon auch (-) die Verantwortung zumindest eines (!) eines gebildeten Menschen, eines Menschen, der eine entsprechende Erziehung, Bildung genossen hat, auch wichtig sozusagen Kulturgut zum Beispiel zu erhalten“ (T7 10/ 27-30).

Die Befragten tragen also einerseits zum gesellschaftlichen System bei und andererseits geben sie die Unterstützung, die auch sie gewissermaßen erhalten haben, selbstbestimmt in auserwähltem Rahmen zurück. Dabei wird Distinktion in ein „an die Gesellschaft Zurückgeben“ umgedeutet. Wie bereits oben angeführt, investiert *Dr. Hannes Gaumauf* über philanthropische Investitionen aufgrund der persönlichen Vorliebe in Kunst und empfindet Caritas und Gruft als wichtige Organisationen, die unterstützt werden sollten. Auch *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* spendet an karitative Organisationen, insbesondere an jene, die ihren Zweck an armutsbedingter Bedürftigkeit ausgerichtet haben. Er hält Nachbarschaftshilfe für wichtig und unterstützt seine Schwester finanziell, die in der Betreuung von Geflüchteten tätig ist. Neben der Philanthropie ist auch die Erhaltung des im familiären Eigentum stehenden Kulturgutes, bei *Prim. Univ.-Doz. Dr. Maximilian Prangerl* und *Dr. Herbert van Wegen* beispielsweise jeweils ein Schloss, ein Beitrag an die Gesellschaft. Die Beweggründe und auch worauf die Investition gerichtet ist sind hier bei den Befragten sehr unterschiedlich, führen aber zu dem gleichen Ergebnis. Zielgerichtet, an individuellen Werten orientiert, wird finanzielles Vermögen in ein bestimmtes Gut oder für einen bestimmten Zweck investiert, wodurch ein Beitrag zur Gesellschaft geleistet wird, der ein Herrschaftsverhältnis herstellt, durch das sich die Befragten von anderen abheben. Sie selbst aber deuten die Distinktion als „Zurückgeben“. So wird die (ökonomische) Besserstellung der Befragten scheinbar ausgeglichen und die statusbedingte Pflicht kann als erfüllt angesehen werden. Die Wohltätigkeit wird häufig als an die Gesellschaft zurückgegebener Beitrag angesehen, der dann das Herkunftsprivileg legiti-

miert<sup>4</sup>. Wichtig ist, dass helfen eine hehre Absicht ist, das Ziel dabei aber Machterhalt, nämlich Legitimation ungleicher Verhältnisse, und nicht die tatsächliche Abschaffung sozialer Ungleichheit ist. Es ist erkennbar, dass das karitative Handeln Teil des klassenspezifischen Habitus ist, nicht aber ungleichheitsminimierend wirken soll.

---

<sup>4</sup> Diese Ergebnisse sind in ähnlicher Weise auch bei Lauterbach et al. 2014 zu finden.

## 5. Fazit und Ausblick

Aus der Interpretation der Analysen bilden sich im Ergebnis Muster zweier Typen ab, wie das Vermögen und die privilegierte Herkunft unter Vermögenserb\*innen in Österreich vor dem Hintergrund der Deutung ihrer Lebensgeschichte legitimiert wird und wie soziale Ungleichheit im Lichte ihrer Gerechtigkeitsideologie beurteilt wird. Die klassenspezifische, sekundäre Gerechtigkeitsideologie der Befragten, die nicht nur ihre eigene Position im sozialen Raum, sondern die gesamte österreichische Gesellschaft umfasst, steht dabei im Einklang mit deren jeweiliger Mentalität (Geiger 1932, S. 77f zit. n. Vester et al. 2001). Die Ideologie, als „*Reflexion*“ oder „*Selbstausslegung*“ entwickelt sich aus der Mentalität als „*geistig-seelische Disposition*“, dem klassenspezifischen Habitus (ebd., S. 185). „*Aus der Mentalität wächst die Ideologie als Selbstausslegung hervor – und umgekehrt: kraft schichttypischer Mentalität bin ich für diese oder jene Doktrin empfänglich: sie ist mir adäquat.*“ (ebd.). So folgt ein Typ der Ideologie der Leistungsgerechtigkeit, indem die eigene privilegierte soziale Herkunft durch die Abwertung, oder einen Bruch mit derselben geleugnet wird. Der andere Typ beruft sich auf das ideologische Prinzip der Statusgerechtigkeit durch die auf seiner privilegierten sozialen Herkunft beruhenden Lebensführung. Beide legitimieren auf unterschiedlichen Wegen ihre Position, ihr ererbtes Vermögen und damit die bestehenden sozialen Ungleichheiten, die sie im Einklang mit ihrer Ideologie folglich auch reproduzieren. Zusätzlich zur Leistungs- oder Statusgerechtigkeit findet das Bedarfsprinzip Eingang in die jeweiligen ideologischen Überlegungen zu Gerechtigkeit. Armutsgefährdende Krisensituationen, jedoch nur diese, sollen durch gesellschaftliche Unterstützung aufgefangen werden. Welche Situationen als solche angesehen werden und woher die Unterstützung kommen soll, definieren die jeweiligen Typen unterschiedlich. Im Fall der Leistungsgerechtigkeit, darf Bedarf, verstanden als Bedürftigkeit, nicht selbstverschuldet und nur temporär sein. Der Anspruch auf Unterstützung ergibt sich letztlich im Wesentlichen aus zuvor geleisteten Beiträgen durch Erwerbsarbeit. Statusgerechtigkeit führt zu einem breiteren Verständnis und höherer Toleranz von Bedarf, auch hier im Sinne von Bedürftigkeit, und soll durch private Spendentätigkeiten, also Philanthropie einzelner Privilegierter abgefangen werden. Die Unterscheidung zwischen Bedarf und Bedürftigkeit ist in diesem Zusammenhang wichtig, weil er auf das Verständnis des Bedarfsprinzips verweist. Unterstützung soll ausschließlich vor der Armutsfalle bewahren, denn der Anspruch hat nicht die Funktion, Bedarf emanzipatorisch

zu decken, sondern er erwächst aus individueller Bedürftigkeit, die zu Demut und Dankbarkeit ermahnt. Während Status oder Leistung, verbunden mit Bedarf, der Gerechtigkeitsideologie und der Legitimation sozialer Ungleichheit dienen, beziehen sich die Befragten nicht auf das Gleichheitsprinzip (Liebig und Sauer 2016). Beide Typen akzeptieren sowohl die ungleiche Verteilung von Vermögen, als auch soziale Ungleichheit im größeren Rahmen, sehen sie als natürlich gegeben und unveränderbar an, legitimieren sie, heißen sie gut und tragen ideologisch zu deren Reproduktion bei.

## **5.1 „Leistungsorientierte Leugner\*innen“ – Leistungsethos und die Abwertung der Klassenherkunft**

Das Leugnen der eigenen Herkunftsprivilegien ist durch eine Abwertung bzw. einen Bruch mit der Klassenherkunft möglich. In der subjektiven Wahrnehmung haben die eigene Herkunft und damit verbundene Privilegien durch das Vorhandensein von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital keinerlei Bedeutung und Verbindung zur heutigen erfolgreichen und charakterstarken Person. Das ererbte familiäre Vermögen als solches hat(te) keinen Wert, ist in der Wahrnehmung nicht präsent, spielt nicht einmal eine Nebenrolle und hat folglich auch keinen Einfluss auf den beruflichen Werdegang, die Karriere und das selbsterarbeitete Vermögen, welches die heutige Lebenssituation, die subjektiv als wohlhabend bzw. gut situiert erachtet wird, ermöglicht. Der eingeschlagene Weg beruht auf individuell getroffenen Entscheidungen. Selbsterarbeitet ist das Stichwort. Dem Erfolg liegt ausschließlich die Bereitschaft zu individueller Leistung, wenn nötig auch im Übermaß und unter Verzicht auf Freizeit und Vergnügen zugrunde. Ohne Leistung wäre der Karriereweg nicht möglich gewesen, Unterstützung wäre diesem im Wege gestanden. Die Prämisse, der Mensch an sich sei faul und würde sich auf Unterstützung ausruhen. So sei diese entwicklungs hemmend und stünde der Herausbildung eines starken, selbstbewussten Charakters im Wege, der für eine erfolgreiche Karriere wiederum wichtig ist. Der gesellschaftliche Beitrag wird über die geleistete Arbeit, also den Beruf bzw. die Profession, erfüllt. Zudem werden Steuern Gesetzes getreu bezahlt und alle persönlichen Pflichten dadurch erfüllt. Das individualistische Leistungsprinzip gilt auch gegenüber jedem anderen Gesellschaftsmitglied, das nicht gerade unverschuldet in eine vorübergehende Krisensituation geraten ist. Die soziale Position ist dem Individuum, ungeachtet der sozialen Herkunft, selbst zuzuschreiben und beruht ausschließlich auf

eigens getroffenen Entscheidungen für den richtigen, oder auch den falschen Weg. Gesellschaftliche Unterstützungsleistungen, insbesondere wenn sie keinen vorherigen finanziellen Beitrag erfordern, aber auch, wenn sie über einen zu langen Zeitraum zugestanden werden, fördern die menschliche Passivität und führen zu falschen Entscheidungen. Daraus erwachsen auch Ablehnung und Abwertung all jener, die nicht entsprechend leisten und sich für ebendiese Passivität entscheiden, die sie auf Dauer vom System abhängig macht. Sie sind für ihr etwaiges Leid selbstverantwortlich, sollten eigentlich zur Erwerbsarbeit, zumindest zu gemeinnütziger Arbeit, angehalten werden und verdienen keine finanzielle Unterstützung. Individuelle Leistung, insbesondere auf einem weitgehend unregulierten Markt, ist die Essenz gesellschaftlicher Gerechtigkeit.

Das individualistische Leistungsprinzip ist als Gerechtigkeitsideologie in modernen, kapitalistischen Gesellschaften grundsätzlich weit verbreitet. Es hat sich als gerechtes Vergleichskriterium für die Entlohnung von Arbeitseinsatz, sowie die Zu- und Umverteilung innerhalb eines Staates, weitgehend durchgesetzt. Auch soziale Wertschätzung, also soziale Anerkennung nach Honneth (2003) beruht im Wesentlichen auf dem Leistungsprinzip. Neuere Studien zeigen, dass für die krasse Ungleichverteilung von Vermögen und deren Reproduktion durch unbesteuerter, innerfamiliäre Weitergabe, die dem Leistungsprinzip faktisch dessen Legitimation entziehen, kaum Bewusstsein herrscht (vgl. Melchior und Schürz 2015; Weiss und Hofmann 2016; Fessler et al. 2016). In unteren, vermögensarmen Klassen ist durchaus die realitätsnahe Gewissheit vorhanden, dass bestimmte Vermögenswerte, wie auch hohe soziale Positionen nicht über Leistung erarbeitet werden können (vgl. Weiss und Hofmann 2016). Dass die eigene Vermögenslage und daraus erwachsene Privilegien in der oberen Klasse so vehement verdrängt und über Leistungsgerechtigkeit legitimiert werden, begründen Melchior und Schürz (2015) mit einer Zurückweisung individueller Verantwortung gegenüber der Gesellschaft, die unter Aspekten der Gerechtigkeit bei der Bewusstmachung der ungleichen Verhältnisse entstehen könnte. Da sie auch von einer Korrelation von ökonomischem Kapital mit hohem Bildungsgrad, wie sie hier vorliegt, ausgehen, beschreibt diese Gleichgültigkeit ein Privileg der oberen Klassen, sich mit der gesellschaftlichen Realität nicht auseinandersetzen zu müssen (ebd.). Denn das Bildungsniveau würde Informiertheit und Wissen um die gesellschaftlichen Verhältnisse zulassen. Honneth (2003) spricht in Bezug auf das individualistische Leistungsprinzip von einem „*Element wirkungsmächtiger Ideologie, als in ihm bloß der einseitige Werthorizont derjenigen herrschenden Sozialgruppen zum Ausdruck*

gelangt, die dank Kapitalbesitz über die notwendigen Mittel zur kapitalistischen Neuorganisation der ökonomischen Reproduktion verfügen“ (S. 174). Wer also die Macht des Kapitals auf seiner Seite hat, kann die ideologische Definition des Begriffes der Leistung determinieren und diesen zur Grundlage gesellschaftlicher Gerechtigkeitsurteile erheben. Bourdieu (2015) nennt das die *symbolische* Macht des Kapitals, die für Herrschaftsverhältnisse grundlegend ist. Der symbolische Kampf um die Bewertung von Leistung und dessen, was legitim als Leistung anerkannt wird und deshalb für Gerechtigkeitsurteile herangezogen wird, wird von symbolischem Kapital getragen und bestimmt. In meritokratischen Systemen wird die Notwendigkeit von Leistung „von oben“ gefordert. Insbesondere jene, die über ihren Startvorteil mit hohem Kapitalvolumen Spitzenpositionen in Wirtschaft, Politik, Justiz oder Wissenschaft innehaben (Hartmann 2013), erklären Leistung für den Rest der Bevölkerung zur notwendigen Voraussetzung für gerecht verdiente gesellschaftliche Partizipation und fordern diese ein. Leistung bedeutet dabei einerseits die Bewältigung eines Studiums und Auswahlprüfungen, die dann legitimerweise zu bestimmten Positionen verhelfen, und andererseits Berufarbeit, über die außerordentliche Beiträge geleistet werden. So die Logik, während vor allem in Spitzenpositionen letztlich über soziale Netzwerke (soziales Kapital) und bestimmte Bildungseinrichtungen Personal aus einem kleinen Kreis bestimmter sozialer Gruppen rekrutiert wird, der anderen Bewertungskriterien unterliegt und dem Gros der gesellschaftlichen Mitglieder verschlossen bleibt (ebd., S. 42ff; 2002, S. 20ff). Entwicklungen der letzten Jahrzehnte führen dazu, dass Leistung oft nicht über die tatsächliche Leistungserbringung beurteilt, sondern über erreichte Positionen zugeschrieben wird (Flecker 2016, S. 39). So wird *„im Verständnis von Leistung das Ergebnis zunehmend anstelle der Qualifikation und der Anstrengung betont“* und führt zu einer zirkulären Rechtfertigung, indem *„nicht mehr die Leistung mit hohem Einkommen und sozialem Status belohnt, sondern [...] das von Leistung im Sinne des Einsatzes möglicherweise entkoppelte Ergebnis und Reichtum selbst als Leistung dargestellt [werden, H.Q.]“* (ebd.).

## **5.2 „Statusorientierte Wohltäter\*innen“ – Würdigung der Klassenherkunft und Philanthropie**

Hier tritt insbesondere der klassenspezifische Habitus durch das Hervorheben der richtigen, standesgemäßen Lebensführung und Distinktion zu Tage. Die privilegierte soziale Herkunft wird als Standesprivileg erachtet, dem zu entsprechen ist eine Selbstverständlichkeit. Familientraditionen sind fortzuführen und die dafür erforderlichen Herausforderungen unhinterfragt in Kauf zu nehmen. Alle nötigen Schritte dafür werden gesetzt, Unterstützung dankend angenommen und alle vorhandenen, nützlichen Ressourcen, insbesondere kulturelles und soziales Kapital, werden aktiviert. In der subjektiven Wahrnehmung ist die Herkunftsfamilie eine tragende Säule für den eigenen Werdegang und den damit verbundenen Wohlstand und persönlichen Erfolg. Ein Gut, das wertgeschätzt und mit dem entsprechend behutsam umgegangen werden muss. Der gewählte Lebensweg soll der Familie alle Ehre machen und die richtige Lebensführung ist dafür wesentlich. Zielstrebig und ehrgeizig sein; kunstinteressiert, bescheiden und pflichtbewusst; großmütig, hilfsbereit und barmherzig. Die eigene privilegierte Lage erkennen und akzeptieren und die damit in Verbindung stehende, gesellschaftliche Verantwortung übernehmen. Dazu gehört es, die Ausbildung strebsam zu verfolgen, einen Karriereweg einzuschlagen und dafür verzichten, keine Zeit vergeuden. Gewissenhaft arbeiten gehen, vorgeschriebene Steuern bezahlen und ökonomisches Kapital nicht nutzlos verschwenden. Hierüber findet die Distinktion zu jenen statt, die sich dieser Lebensweise nicht verschrieben haben, ihrem Standesprivileg nicht entsprechen und zu Unrecht Vorteile gegenüber anderen haben. Die eigenen Vorteile sind durch die Verantwortungsübernahme in Form von gemeinnützigen Spendentätigkeiten, sowie dem Erhalt von familiärem Immobilienvermögen, welches ein gesellschaftliches Kulturgut darstellt, auszugleichen. Folglich ist es gut, wie gesellschaftliche Privilegien verteilt sind, denn sie sollen nur dort bestehen, wo Privilegierte ihre Verantwortung auch wahr- und ernstnehmen. Schwierige Lebenssituationen anderer werden als solche toleriert und teilweise auch auf die soziale Herkunft oder tragische Brüche im Verlauf des Lebens zurückgeführt. Menschen sollten jedenfalls unterstützt werden, wenn und solange sie Hilfe benötigen, sofern sie damit entsprechend umgehen und diese nicht zu Unrecht ausnützen. Die ständische Ehre erfordert es, etwas an die Gesellschaft zurückzugeben. So ist auch Philanthropie in Form von finanziellen Spenden an nach eigenem Ermessen ausgewählte Organisationen eine Selbstverständ-

lichkeit. Oberstes Gebot ist dabei Menschlichkeit als Barmherzigkeit, Schwache mittragen und dort unter die Arme greifen, wo es notwendig ist. Soziale Ungleichheiten sollen aber nicht vermindert und hierarchische Strukturen erhalten bleiben, denn Statusprivilegierte tragen ohnehin aus eigenem Antrieb zu gerechter Verteilung bei. Diese Sichtweise auf soziale Ungleichheit soll jedoch möglichst im Verborgenen bleiben. So ist „Neid“ Anderer ein Dorn im Auge. Denn die Auseinandersetzung mit diesem würde den eigentlichen Wunsch nach ungleichen Strukturen zum Erhalt der Statusprivilegien offenbaren und so die Rechtfertigungsmechanismen delegitimieren. Sie würde unübersehbar vor Augen führen, dass die Gerechtigkeitsideologie nicht dazu dient, Ungerechtigkeiten auszugleichen, sondern Ungleichheit zu legitimieren.

Das Statusprinzip als Gerechtigkeitsideologie wurde im Grunde durch die Auflösung der Ständegesellschaft im Zuge der Industrialisierung durch das Leistungsprinzip im Lohnarbeitsverhältnis abgelöst (vgl. ua. Menz 2017; Honneth 2003). Im vorliegenden Typ findet es gewissermaßen wieder Eingang in das Leistungsnarrativ und steht ideologisch darüber. Zu erbringende Leistung liegt der Ideologie unhinterfragt zugrunde – Berufsarbeit ist eine Pflicht – und ist auch notwendige Bedingung für das familiär bedingte Standesprivileg. Während dem Adel die standesgemäße Lebensführung nur durch Nichtarbeit möglich war, erhob das Bürgertum die Erwerbsarbeit zur moralischen Pflicht. So könnte diese Sichtweise als Zugeständnis an das Leistungsprinzip im 20. Jahrhundert, zumindest unter den „*working rich*“, gedeutet werden. Berufsarbeit dient dazu, die soziale Position zu erhalten und das Vermögen zu vermehren. Um dieser zu entsprechen, der von Max Weber (1922) so bezeichneten „*ständischen Ehre*“, ist eine besondere Art der Lebensführung erforderlich. Die Distinktion nach Pierre Bourdieu (2014 [1987]) erfolgt über die Distanz zur Notwendigkeit und die Herausbildung eines legitimen Geschmacks im Lebensstil, zu dem unter anderem selbst gewählte Bescheidenheit und Interesse an Kunst gehören. Dieser Prozess findet nicht bewusst statt, sondern folgt der klassenspezifischen Logik, objektive Strukturen in der Sozialisation über den Habitus zu internalisieren und zu reproduzieren. Distinktion führt zu einer moralischen Selbstüberhöhung, die sich in der subjektiven Gerechtigkeitsideologie manifestiert und wird zu einem gesellschaftlichen „Zurückgeben“ umgedeutet. Dabei werden zum einen jene Gesellschaftsmitglieder abgewertet, die sich nicht entsprechend ihrer sozialen Herkunft verhalten, während andere schon qua Geburt aus der oberen Klasse ausgeschlossen werden. Diese Form der Ungleichheit wird anschließend über Wohltätigkeit, Toleranz und Barmherzigkeit legiti-

miert. Nach wie vor gilt Philanthropie als Ausdruck von Prestige innerhalb der oberen Klasse (Ostrower 1996, S. 36f). Gemeinnützige Spendentätigkeiten sind Teil des klassenspezifischen Habitus und gehören dazu, sie machen die klassenspezifische Identität aus und charakterisieren die obere Klasse (ebd.). So wird das Geben als eine mit dem Status einhergehende Pflicht wahrgenommen (ebd.). Wer seinem Status entsprechen möchte, wer salopp formuliert „etwas auf sich hält“, spendet wohltätigen Zwecken. Eine habituelle Tätigkeit, die auch nicht hinterfragt, sondern als selbstverständlich erachtet wird. Der soziale Status wird über Philanthropie, insbesondere in demokratischen Gesellschaften, die eigentlich egalitäre Werte vertreten, erst besonders gekennzeichnet und hervorgehoben (Ostrower 1996, S. 133f). Es findet über Wohltätigkeit zugleich eine Verbindung mit und eine Distinktion von der Gesamtgesellschaft statt (ebd.). Durch Philanthropie wird Verantwortung übernommen und Schuld beglichen, sodass niemand mehr weitere Ansprüche an Wohltätige stellen und ihre Position als ungerechtfertigt erachten würde. Hier entstehen Konflikte durch jene, die diese Rechtfertigung nicht akzeptieren und zu „Neidern“ degradiert werden müssen. Welchen Organisationen die Spenden zukommen, wird auf individueller Ebene entschieden, findet folglich punktuell statt und wird durch den rechtlichen Rahmen des Eigentums legitimiert. Vermögensbesitz wird so *gerechtfertigt*, ohne dabei einen Anspruch auf gesellschaftliche Umverteilung zu stellen (ebd.). So wird die Reproduktion von Vermögensungleichheit philanthropisch legitimiert und verschiebt damit auch das Ungleichgewicht der Macht hin zu privilegierten Bevölkerungsgruppen. Ökonomisches Kapital wird dabei auch in soziales Kapital konvertiert und verfestigt symbolische Macht. *„Auf diesem Wege kann sich der ökonomische Elitenstatus auch kulturell veredeln und sozial legitimieren“* (Adolff und Sigmund 2005, S. 221). Der Philanthropie zugrundeliegende Mechanismen sind Reziprozität, Identitätsstiftung und Statuserhalt (ebd., S. 219ff) und somit auch Machterhalt einer *„distinkten elitären Kultur“* (ebd.). Punktuell karitativ geleistete Spenden zu Legitimationszwecken zementieren Ungleichheiten weiter ein, in dem sie nach dem Prinzip der Gabe (vgl. Mauss 1990) potentiell wieder Ansprüche und Schuldigkeit entstehen lassen. Sie können nur in einem hierarchischen Verhältnis zwischen „Gebenden“ und „Nehmenden“ geleistet werden, welches durch die Gabe letztlich endgültig einzementiert wird und so Schuldigkeit auf Seiten der „Nehmenden“ entstehen lässt, indem diese salopp formuliert „klein gehalten“ werden. Selbstständige Verfügungsmacht oder Unabhängigkeit wird über Wohltätigkeit nicht ermöglicht, die Gabe hat keinen emanzipatorischen Anspruch.

### 5.3 Fazit

Im Allgemeinen ist das historisch gewachsene und bis heute unerschütterliche Leistungsprinzip der gesamtgesellschaftlich geteilte Grundpfeiler für den Erwerb bestimmter sozialer Positionen und auch für die als gerecht empfundene Zuteilung von Ansprüchen. Zum Erhalt des Leistungsprinzips als Grundsatz struktureller Ordnung tragen Gerechtigkeitsvorstellungen bei, die als Ausdruck sowohl individueller als auch gesellschaftlicher Moralvorstellungen herausgebildet werden und niemals objektiv, sondern nur subjektiv die, wie van Deth und Scarbrough (1995) es nennen, „*shared 'conceptions of the desirable*“ sein können (S. 28). Das Leistungsprinzip greift als geteilte Konzeption des Wünschenswerten insbesondere am Arbeitsmarkt, auf dem Individuen über ihren beruflichen Werdegang bestimmte soziale Positionen erreichen können, sich ihren Lebensunterhalt verdienen und aus dem sich, durch die Abgabe von Steuern, Ansprüche auf gesellschaftliche Unterstützungsleistungen ableiten. In der meritokratischen Logik soll Gerechtigkeit über Leistung insofern hergestellt werden, als dass letztlich alle genau das bekommen, was sie aufgrund ihrer erbrachten Leistungen verdienen. Nun blicken wir jedoch auf eine Gesellschaft, in der die Ausgangsbedingungen Einzelner höchst unterschiedlich sind und die Leistungserbringung nicht unter den gleichen Voraussetzungen erfolgen kann. So gibt es in Österreich eine kleine Gruppe von Menschen, die ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital von ihren Eltern erben und deren Leistungserbringung folglich für ihren beruflichen Werdegang, sowie ihre gesellschaftliche Position, nur eine untergeordnete Rolle spielt. Neckel (2008) sagt dazu: „*Inmitten einer Kultur, die sich wie kaum je zuvor ausdrücklich als »meritokratisch« versteht, nimmt faktisch das ursprünglich aristokratische Geburtsprinzip eine entscheidende Weichenstellung für die Entwicklung von Lebenschancen vor.*“ (S. 84). Die konstante Vermögenskonzentration innerhalb einer kleinen gesellschaftlichen Gruppe und die wenig- bis unbesteuerter innerfamiliäre Weitergabe, tragen immens zur Reproduktion sozialer Ungleichheitsverhältnisse bei (vgl. Korom 2017; Gaisbauer 2017; Huemer et al. 2016; Fessler et al. 2012). So folgen Vermögen, und damit verbunden auch kulturelles und soziales Kapital einer eigenen Logik, nach der es dort akkumuliert wird, wo es bereits vorhanden ist (vgl. Bourdieu 2014 [1987]; Piketty 2014). Leistung ist für den Erwerb von Vermögen in Österreich nachrangig, während es maßgeblich ist, in welche Familie jemand geboren wird. Hohe soziale Positionen werden in frühen Jahren insbesondere über die innerfamiliäre Weitergabe und Förderung von kulturellem Kapital, im Laufe der Berufskarriere durch das zur Verfügung stellen von

sozialem Kapital und laufend mithilfe von ökonomischem Kapital zur Finanzierung, aber auch als Sicherheitsnetz, begünstigt. Hartmann (2013; 2002) spricht dabei von der *Selbstrekrutierung der Eliten*. Konzentration von Kapital hat meist auch die Konzentration von Macht zur Folge. Symbolisches Kapital hat wesentlichen Einfluss auf stattfindende Herrschaftsprozesse und die Legitimation des Kapitals in Volumen und Zusammensetzung im sozialen Raum. Die legitime Kultur gilt bei Bourdieu als das wesentliche Herrschaftsinstrument (Bourdieu 2014 [1987]). So stellt die obere Klasse einen Herrschaftsanspruch, indem sie über unterschiedliche Wege die Vermögensungleichheit und ihre soziale Position legitimiert, die soziale Ungleichheit als wichtig und gerecht erachtet und zu deren Reproduktion beiträgt.

Die vorliegende Forschungsarbeit zeigt, dass die Vermögenserb\*innen der oberen Klasse in ihrer Position Machtansprüche über einen sozialen Blick von oben nach unten, der nur in den ihnen zugeteilten Positionen überhaupt erst möglich ist. Aus den hier durchgeführten Analysen zeigt sich, dass dies auf unterschiedlichen Wegen geschieht. Während ein Teil über karitative Tätigkeiten ein ungleiches Machtverhältnis und damit Schuldigkeit Anderer herstellt, verhält sich der andere Teil durch Herabwürdigung offen ausgrenzend. Erklären lässt sich dies aus der Interpretation der subjektiven Deutung der individuellen Lebensgeschichte und der entsprechenden Gerechtigkeitsideologie: Das Leugnen der eigenen Herkunft macht Leistung zum Maß aller Dinge, entbindet von individueller Verantwortung gegenüber der Gesellschaft, macht alle für sich selbst verantwortlich und legitimiert die Position im sozialen Raum über das Ausblenden tatsächlicher Ungleichheitsverhältnisse und die Herabwürdigung anderer. Auf der anderen Seite führt das Wissen um die eigenen Privilegien zu einem Gefühl der Überlegenheit und Verantwortung, dem über statusreproduzierende Philanthropie genüge getan wird, die wiederum Ungleichheitsverhältnisse reproduziert und das Gefühl des persönlichen *entitlement* verstärkt. So werden die Widersprüche der jeweiligen Lebenssituation aufgelöst und über Gerechtigkeitsideologien Ansprüche an das Verhalten der Individuen nach den Vorstellungen der oberen Klasse gestellt, welchen zu entsprechen notwendige Voraussetzung für Toleranz und Akzeptanz ist. Dabei wird die Legitimität der eigenen Position nicht in Frage gestellt, sondern über Leistung oder Status und Wohltätigkeit gerechtfertigt. Während sich also das Leistungsnarrativ gesamtgesellschaftlich zur Herstellung von Gerechtigkeit beharrlich hält, zeigen die hier zugrundeliegenden Analysen, dass die obere Klasse teilweise *faktisch* eine Verschiebung vom Leistungs- hin zum Statusprinzip propagiert, in-

dem sie über die Legitimation ihrer Privilegien soziale Ungleichheit legitimieren. Dabei hebt sich eine Gruppe durch klassenspezifische Distinktion und statuserhaltende Philanthropie von der restlichen Gesellschaft ab, während die andere sich auf ihre vermeintliche Leistungserbringung im Gegensatz zu anderen und deren Diffamierung abgrenzt. Es zeigt sich jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen jenen, die tatsächlich soziale Ungleichheiten ausblenden und sich im Sinne Heitmeyers (2012) über die „*rohe Bürgerlichkeit*“ durch fehlende Betroffenheit entsolidarisieren und jenen, die soziale Ungleichheiten bewusst wahrnehmen, ihr Handeln daran orientieren und durchaus solidarische Tendenzen aufweisen, auch wenn ihrer Meinung nach soziale Ungleichheiten die Statusdifferenz weiter stützen sollen. Während Heitmeyer und Neckel ihre Ausführungen also auf die obere Klasse stützen, hat die hier vorliegende Untersuchung gezeigt, dass keineswegs vereinheitlichend von dieser Klasse gesprochen werden kann. Die Erkenntnisse verweisen auf zwei sehr unterschiedliche Typen innerhalb der privilegierten Klasse, sowohl hinsichtlich der Legitimation ihrer Privilegien, als auch im Hinblick auf deren Gerechtigkeitsvorstellungen. Hier tritt die Heterogenität privilegierter Klassenlagen in ihren Haltungen zutage. Was sich jedoch durchaus finden lässt, ist das Beharren auf einer strukturellen Differenz zwischen oben und unten, durch das Erheben eigener moralischer Ansprüche und die damit verbundene Distanzierung von unteren Klassen. Unter dem Deckmantel der Leistungsgerechtigkeit geschieht dies insbesondere über die „*Verrohung der Sprache*“ (Heitmeyer 2012 S. 39). Diese prägt die Sichtweise auf andere Gesellschaftsmitglieder, welche den eigenen moralischen Ansprüchen nicht genügen, im Verständnis von Ungleichheit als „*Ungleichwertigkeit*“ (Heitmeyer 2012). Gleichzeitig werden soziale Ungleichheiten über familiäre Herkunft, sozialen Status und daran anknüpfende Lebensführung legitimiert. Andere werden von vornherein über das Geburtsrecht aus der privilegierten Klasse ausgeschlossen und dürfen sich an einem Akt der Barmherzigkeit Privilegierter erfreuen. Obschon eine Differenzierung innerhalb der privilegierten Klasse erforderlich ist, zeigt sich also, dass die strukturelle Differenz zwischen den Klassen von oben herab eingefordert und über die jeweilige Gerechtigkeitsideologie legitimiert wird. Problematisch ist diese Entwicklung dann, wenn die Legitimationsformen von Vermögen Druck auf grundlegende solidarische Wertehaltungen ausüben, „*die sich der gemeinschaftlichen Organisation von sozialstaatlichen Strukturen der Wohlfahrtssicherung in einem System kollektiver Sicherung [...] verpflichtet fühlen*“ (Gaisbauer 2017, S.107); wenn also letztlich unter dem Deckmantel der Leistungsgerechtigkeit ein Abbau sozialer Sicherungsleistungen vollzogen wird, der durch Philanthropie vonseiten der „*Reichen und*

*Mächtigen*“ ausgeglichen werden soll, die ihrerseits wiederum ein Legitimationsmoment für Vermögen darstellt (vgl. ebd., Neumayr 2017).

## **5.4 Forschungsausblick**

Die Erkenntnisse dieser Arbeit bieten einen ersten Einblick in ein weitgehend unerforschtes Untersuchungsfeld. Sie zeigen auf, dass durchaus bedeutungsvolle, bislang unbekannte Differenzen innerhalb der oberen Klasse bestehen. So gilt es zunächst, eine größere, in die Breite gehende Untersuchung anzuschließen, um die Vielfalt der privilegierten Klasse noch weiter zu erkunden. Außerdem bietet die vorliegende Arbeit zahlreiche Ansatzpunkte, um die Frage nach den zugrundeliegenden Mechanismen der Vermögenslegitimation und damit verbundenen Gerechtigkeitsideologien noch tiefergehend zu untersuchen. Eine umfassendere Analyse des Habitus oder ein Fokus auf innerfamiliäre Konflikte können hier noch tiefergehende Einblicke bieten. Auch bleiben beispielsweise Fragen nach kulturell-religiösen Einflüssen offen. Außerdem stellen sich die Fragen, ob es einen Zusammenhang zwischen Höhe und Art des Vermögens und Typus gibt und ob es länderspezifische Unterschiede oder länderübergreifende Ähnlichkeiten gibt. Weiters bietet sich eine Untersuchung jener Vermögenserb\*innen an, die keiner Berufsarbeit nachgehen (müssen) und folglich keine Berührungspunkte mit dem Arbeitsmarkt haben. Im Umfeld dieser Studie öffnet sich auch die gesellschaftliche Wirkung, Funktion und Wahrnehmung von Philanthropie als relevantes Untersuchungsfeld. Ein Thema, das durchaus aufgekommen, aber im Hinblick auf die Zusammensetzung des Samples und die Möglichkeiten dieser Studie nicht untersucht werden konnte, ist die geschlechterspezifische Differenz in der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit und Bewertung von Gerechtigkeit und Vermögenserbe. In Anbetracht aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen und der stetigen Zunahme von Vermögensungleichheit sowie sozialer Ungleichheiten, ist weiterführende Forschung in diesem nach wie vor kaum untersuchten Feld von höchster Relevanz.

# Literatur

Adermon, Adrian; Lindahl, Mikael und Daniel Waldenström. 2018. Intergenerational Wealth Mobility and the Role of Inheritance: Evidence from Multiple Generations. *The Economic Journal*, 128 (July): 482-513.

Adloff, Frank und Steffen Sigmund. 2005. Die *gift economy* moderner Gesellschaften. Zur Soziologie der Philanthropie. In: *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Hrsg. Adloff, Frank und Steffen Mau, 211 – 231. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Altreiter, Carina. 2019. *Woher man kommt, wohin man geht: Über die Zugkraft der Klassenherkunft am Beispiel junger IndustriearbeiterInnen*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.

Andreasch, Michael; Fessler, Pirmin; Wagner, Karin und Siegfried Zottel. 2012. Household Finance and Consumption Survey des Eurosystems 2010. Methodologische Grundlagen für Österreich. In: *Geldpolitik und Wirtschaft Q3/12 – Addendum*.

Arts, Wil und Romke van der Veen. 1992. Sociological Approaches to Distributive and Procedural Justice. In: *Justice: Interdisciplinary Perspectives*, Eds. Scherer Klaus R.. Cambridge: Cambridge University Press.

Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria; Dörre, Klaus; Menz, Wolfgang; Riegraf, Birgit und Harald Wolf. 2017. Einleitung: Leistung und Gerechtigkeit – ein umstrittenes Versprechen des Kapitalismus näher betrachtet. In: *Leistung und Gerechtigkeit*, Hrsg. Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria; Dörre, Klaus; Menz, Wolfgang; Riegraf, Birgit und Harald Wolf, 9 – 26. Weinheim: BeltzJuventa.

Aulenbacher, Brigitte; Riegraf, Birgit und Susanne Völker. 2015. *Feministische Kapitalismuskritik: Einstiege in Bedeutende Forschungsfelder*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Bacher, Johann. 2008. Bildungsungleichheiten in Österreich – Basisdaten und Erklärungsansätze. *Erziehung und Unterricht* 158, (7–8): 529 – 542.

Barlösius, Eva. 2004. *Kämpfe um soziale Ungleichheit*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Birkelbach, Klaus und Heiner Meulemann. 2017. Wer kommt ganz nach oben? Leistung und askriptive Merkmale beim Eintritt in Führungspositionen. In: *Lebensdeutung und Lebensplanung in der Lebensmitte*. Hrsg. Birkelbach, Klaus und Heiner Meulemann, 285 – 318. Wiesbaden: Springer VS.

Bourdieu, Pierre. 2018. *Schriften*. Erste Auflage, Originalausgabe. Berlin: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre. 2015 (1998). *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. 9. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre. 2014 (1987). *Die Feinen Unterschiede: Kritik Der Gesellschaftlichen Urteilkraft*. 24. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Buggler, Robert und Nikolaus Dimmel. 2017. Power Structure. Eliten und Reichtum in Salzburg. In: *Handbuch Reichtum*, Hrsg. Dimmel, Nikolaus; Hofmann, Julia; Schenk, Martin und Martin Schürz, 377 – 392. Innsbruck: Studienverlag.

Brunefort, Michael; Weber, Christoph und Johann Bacher. 2013. Kapitel 5: Chancengleichheit und garantiertes Bildungsminimum. In: *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2012*. Band 2: Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen. Hrsg. Barbara Herzog-Punzenberger, 189-228. Graz: Leykam.

Deutsch, Morton. 1975. Equity, Equality, and Need: What Determines Which Value Will Be Used as the Basis of Distributive Justice? *Journal of Social Issues* 31: 137–149.

Dubet, François. 2008. *Ungerechtigkeiten: Zum subjektiven Ungerechtigkeitsempfinden am Arbeitsplatz*. Hamburg: Hamburger Ed.

Eckerstorfer, Paul; Halak, Johannes; Kapeller, Jakob; Schütz, Bernhard; Springholz, Florian und Rafael Wildauer. 2016. Correcting for the Missing Rich: An Application to Wealth Survey Data. *Review of Income and Wealth* 62(4): 605 – 627.

Esping-Andersen, Gøsta. 1990. *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Cambridge: Policy Press.

Ferschli, Benjamin; Kapeller, Jakob; Schütz Bernhard und Rafael Wildauer. 2017. Bestände und Konzentration privater Vermögen in Österreich. *Materialien zu Wirtschaft und Gesellschaft*, 167. Working Paper-Reihe der AK Wien.

Fessler, Pirmin; Lindner, Peter und Martin Schürz. 2019. *Household Finance and Consumption Survey des Eurosystems 2017. First results for Austria*. Österreichische Nationalbank. Eurosystem.

Fessler, Pirmin; Lindner, Peter und Martin Schürz. 2016. *Household Finance and Consumption Survey des Eurosystems 2014. Erste Ergebnisse für Österreich (zweite Welle)*. Österreichische Nationalbank. Eurosystem.

Fessler, Pirmin; Lindner, Peter und Martin Schürz. 2012. *Household Finance and Consumption Survey des Eurosystems 2010. Erste Ergebnisse für Österreich*. Österreichische Nationalbank. Eurosystem.

Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal. 1997. Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Hrsg. Hitzler, Ronald und Anne Honer, 133-164. Opladen: Leske und Budrich.

Flecker, Jörg. 2019. *Die Politik der rohen Bürgerlichkeit*. Der Standard Online, 16. Jänner 2019. <https://www.derstandard.de/story/2000096372557/die-politik-der-rohen-buergerlichkeit> (Zugegriffen: 3. März 2019).

Flecker, Jörg. 2017. *Arbeit und Beschäftigung: Eine soziologische Einführung*. Wien: Facultas Verlag.

Flecker, Jörg. 2016. Leistung und Inklusion in kommerzialisierten Dienstleistungen und fragmentierter Beschäftigung. *Austrian Journal of Political Science*, 45.1: 37-49.

Flecker, Jörg; Schultheis, Franz und Berthold Vogel. 2016. "A 'Problem of Fairness' in the Making: The Transformation of Public Services from the Perspective of Postal Workers." *British Journal of Industrial Relations* 54.4: 768-89.

Fraser, Nancy und Axel, Honneth. 2003. *Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Frick, Joachim R. und Markus M. Grabka. 2009. Zur Entwicklung der Vermögensungleichheit in Deutschland. *Berliner Journal für Soziologie*, 19: 577-600.

Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger. 2009. *Interpretative Sozialforschung: Der Prozess*. Wien: Facultas.

Gaisbauer, Helmut P.. 2017. Legitimation und Repräsentation von Reichtum in wohlhabenden Gesellschaften. In: *Handbuch Reichtum*, Hrsg. Dimmel, Nikolaus; Hofmann, Julia; Schenk, Martin und Martin Schürz, 106 – 117. Innsbruck: Studienverlag.

Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss. 1967. *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago, Ill. [u.a.]: Aldine.

Hajdjar, Andreas. 2008. *Meritokratie als Legitimationsprinzip. Die Entwicklung der Akzeptanz sozialer Ungleichheit im Zuge der Bildungsexpansion*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Hansen, Marianne Nordli. 2014. Self-Made Wealth or Family Wealth? Changes in Intergenerational Wealth Mobility. *Social Forces*, 93(2): 457-481.

Hartmann, Michael. 2013. *Soziale Ungleichheit - Kein Thema für die Eliten?* Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Hartmann, Michael. 2002. *Der Mythos von den Leistungseliten*. Frankfurt, Main [u.a.]: Campus Verlag.

Heitmeyer, Wilhelm. 2011. Verteilungsdebatte: Rohe Bürgerlichkeit. Die Zeit Online, September 22. <https://www.zeit.de/2011/39/Verteilungsdebatte-Klassenkampf> (Zugegriffen: 1. März 2019).

Hengsbach, Friedhelm und Tobias Jakobi. 2002. Eine ethische Theorie des Reichtums? In: *Theorien des Reichtums*, Hrsg. Huster Ernst-Ulrich und Fritz R. Volz, 267-87. Beiträge zu Ökonomie und Kultur der sozialen Distanz. Münster; Hamburg; London.

Honneth, Axel. 2013. *Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Honneth, Axel. 2013. Die Verwilderung des sozialen Konflikts. Anerkennungskämpfe zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In: *Strukturwandel der Anerkennung – Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart*, Hrsg. Honneth, Axel, Lindemann, Ophelia und Stephan Voswinkel, 17-40. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Honneth, Axel. 2003. Zur historischen Ausdifferenzierung von drei Anerkennungssphären: Liebe, Recht, Leistung. In: *Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse*, Hrsg. Fraser Nancy und Axel Honneth, 162 – 177. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Honneth, Axel. 2002. *Befreiung Aus Der Mündigkeit: Paradoxien Des Gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verlag.

Humer, Stefan; Moser, Mathias und Matthias Schnetzer. 2016. Bequests and the Accumulation of Wealth in the Eurozone. *INEQ Working Paper Series*, Nr. 1. WU Vienna University of Economics and Business, Vienna. Online: [http://epub.wu.ac.at/4841/1/ineq\\_bequests.pdf](http://epub.wu.ac.at/4841/1/ineq_bequests.pdf)

Imbusch, Peter. 2002. Reichtum als Lebensstil – Zur Soziologie der sozialen Distanz. In: *Theorien des Reichtums*, Hrsg. Huster Ernst-Ulrich und Fritz R. Volz, 213-47. Beiträge zu Ökonomie und Kultur der sozialen Distanz. Münster; Hamburg; London.

Kelle, Udo und Susann Kluge. 2010. *Vom Einzelfall Zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der Qualitativen Sozialforschung*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kittel, Bernhard. 2018. Need-based Justice: A Sociological Perspective. In: *Need-based Distributional Justice: An Interdisciplinary Perspective*, Hrsg. Kittel Bernhard und Stephan Traub. Berlin: Springer.

Klinger, Cornelia. 2017. *Achsen der Ungleichheit zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Kluegel, James Robert. 1989. *Perceptions of justice in the U.S.: Split consciousness among the American public. Conference on Perception of Social Justice in East and West*. Unveröffentlichtes Manuskript. Dubrovnik.

Korom, Philipp. 2017. Erben. In: *Handbuch Reichtum*, Hrsg. Dimmel, Nikolaus; Hofmann, Julia; Schenk, Martin und Martin Schürz, 244 – 254. Innsbruck: Studienverlag.

Kratzer, Nick; Menz, Wolfgang; Tullius, Knut und Harald Wolf. 2015. *Legitimationsprobleme in der Erwerbsarbeit*. Gerechtigkeitsansprüche und Handlungsorientierungen in Arbeit und Betrieb. Baden Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

Lamnek, Siegfried. 2010. *Qualitative Sozialforschung: Lehrbuch*. 5. Auflage. Weinheim [u.a.]: Beltz.

Lauterbach, Wolfgang; Hartmann, Michael und Miriam Ströing. 2014. *Reichtum, Philanthropie und Zivilgesellschaft*. Wiesbaden: Springer Verlag.

Liebig, Stefan und Carsten Sauer. 2016. Sociology of Justice. In: *Handbook of Social Justice Theory and Research*, Eds. Sabbagh, Clara und Manfred Schmitt, 37-59. Heidelberg: Springer.

Liebig, Stefan und Steffen Mau. 2007. When is a taxation system just? Attitudes towards general taxation principles and towards the justice of one's own tax burden. In: *Social justice, legitimacy and the welfare state*, Hrsg. Mau Steffen und Benjamin Veghte, 97-122. Aldershot, England: Ashgate.

Lueger, Manfred. 2010. *Interpretative Sozialforschung: Die Methoden*. Wien: Facultas.

Mau, Steffen. 2015. Die halbierte Meritokratie. In: *(Un-)Gerechte (Un-)Gleichheiten*, Hrsg. Mau Steffen und Nadine M. Schöneck, 36 - 45. Berlin: Suhrkamp.

Mau, Steffen und Nadine M. Schöneck. 2015. *(Un-)Gerechte (Un-)Gleichheiten*. Berlin: Suhrkamp.

Mau, Steffen. 2004. Welfare Regimes and the Norms of Social Exchange. *Current Sociology* 52: 53–74.

Mauss, Marcel. 1990. Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Melchior, Josef und Martin Schürz. 2015. Gerechtigkeitsurteile und Vermögensverteilung in Österreich. Wahrnehmung der Realität und Realität der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit. *Wirtschaft und Gesellschaft* 2: 199-233.

Melzer, Manuel; Rehm, Miriam; Schlager, Christian und Matthias Schnetzer. 2014. *Top-Vermögen und Einkommen in Österreich*. Wien: Kammer für Arbeiter und Angestellte.

Menz, Wolfgang. 2017. Das befremdliche Überleben der Leistungsgerechtigkeit. Zur Beharrlichkeit eines vielfach totgesagten normativen Prinzips. In: *Leistung und Gerechtigkeit*, Hrsg. Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria; Dörre, Klaus; Menz, Wolfgang; Riegraf, Birgit und Harald Wolf, 191 – 209. Weinheim; Basel: BelzJuventa.

Miller, David. 1999. *Principles of Social Justice*. Cambridge: Harvard University Press.

Müller, Hans-Peter. 1992. Durkheims Vision einer „gerechten“ Gesellschaft. *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 13: 16–43.

Müller, Hans-Peter und Bernd Wegener. 1995. *Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit*. Opladen: Leske Budrich.

Nachtwey, Oliver. 2016. *Die Abstiegs-gesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. 6., Originalausgabe Aufl. Berlin: Suhrkamp.

Neckel, Sighard. 2012. Refeudalisierung der Ökonomie Zum Strukturwandel kapitalistischer Wirtschaft. In: *Soziologie der Finanzmärkte*, Hrsg. Dr. Herbert van Wegen Kalthoff und Uwe Vormbusch. Bielefeld: transcript Verlag.

Neckel, Sighard. 2008. *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

OECD 2018. *A broken social elevator? How to promote social mobility*. COPE Policy Brief, <http://oe.cd/social-mobility-2018> (Zugegriffen: 30. Mai 2019).

Ostrower, Francie. 1996. *Why the Wealthy Give: The Culture of Elite Philanthropy*. Princeton, N.J.: Princeton UP.

Pfeffer, Fabian T. und Alexandra A. Killewald. 2015. *How Rigid is the Wealth Structure and Why? Inter- and Multigenerational Associations in Family Wealth*. PSC Research Report No. 15-845: 2 – 49.

Piketty, Thomas. 2014. *Das Kapital im 21. Jahrhundert*. München: C.H. Beck.

Przyborski, Aglaja and Monika Wohlrab-Sahr. 2014. *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. 4., Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Rawls, John. 1975. *Eine Theorie Der Gerechtigkeit*. Frankfurt Am Main: Suhrkamp.

Rosenthal, Gabriele. 2014. *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 4. Auflage. Beltz Juventa: Wiesbaden.

Sackmann, Reinhold. 2013. *Lebenslaufanalyse und Biografieforschung*. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Scheibelhofer, Elisabeth. 2008. 'Combining Narration-Based Interviews with Topical Interviews: Methodological Reflections on Research Practices', *International Journal of Social Research Methodology*, 11(5): 403 — 416.

Schürz, Martin. 2013. Marginalien zu guten Vermögenden und bösen Reichen. In: *Was allen gehört. Commons – neue Perspektiven in der Armutsbekämpfung*, Hrsg. Die Armutskonferenz. Wien.

Schütz, Alfred. 1993 (1932). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. 6. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schütz, Alfred. 1971. *Gesammelte Aufsätze. 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff.

Schütze, Fritz. 1977. *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*. Bielefeld: Univ., Fakultät für Soziologie.

Simmel, Georg. 1990. *Philosophie des Geldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Tourangeau, Roger; Edwards, Brad; P. Johnson, Timothy; Wolter, Kirk M. und Nancy Bastes. 2014. *Hard-to-survey populations*. Cambridge: University Press.

Van Deth, Jan W. and Elinor Scarbrough. 1998. The Concept of Values. In: *The Impact of Values*, Eds. Van Deth, Jan W. and Elinor Scarbrough. Oxford, England: Oxford University Press.

Vester, Michael. 2001. *Soziale Milieus Im Gesellschaftlichen Strukturwandel: Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt Am Main: Suhrkamp.

Voswinkel, Stephan. 2002. Bewunderung ohne Würdigung? Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektiver Arbeit. In: *Befreiung aus der Mündigkeit*, Hrsg. Axel Honneth. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verlag.

Weber, Max. 1992 (1905). *Die Protestantische Ethik Und Der "Geist" Des Kapitalismus*. Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen.

Weber, Max. 1972 (1922). *Wirtschaft Und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. 5. rev. Auflage, besorgt von Johannes Winckelmann. Tübingen: J.C.B. Mohr.

Wegener, Bernhard. 1992. Gerechtigkeitsforschung und Legitimationsnormen. *Zeitschrift für Soziologie* 21: 269-283.

Weiss, Hilde und Julia Hofmann. 2016. Reichtum – Legitimation und Kritik. In: *Materien zu Wirtschaft und Gesellschaft: Working Paper Reihe der AK Wien*, Nr. 153: 1 – 49.

Windsteiger, Lisa Verena. 2017. *Essays on Sorting and Inequality*. Dissertation. London School of Economics.

Witzel, Andreas. 2000. Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(1), Art. 22.

## Abstract (DE)

Während soziale Mobilität auf der Basis individueller Leistung abnimmt, gewinnt die soziale Herkunft zunehmend an Bedeutung. Gleichzeitig ist Vermögen enorm ungleich verteilt und wird innerhalb vermögender Familien durch *inter vivos* Schenkungen und Erbschaften weitergegeben. Die gesellschaftlich zur Tugend erkorene Leistung, verstanden als Arbeitseinsatz, spielt dabei eine untergeordnete Rolle und so werden soziale Ungleichheiten reproduziert. Infolgedessen stellt sich die Frage, wie Vermögenserb\*innen ihre privilegierte soziale Herkunft und ihr Vermögen vor dem Hintergrund der Deutung ihrer eigenen Lebensgeschichte in der Leistungsgesellschaft legitimieren und welche Gerechtigkeitsideologie sie verinnerlicht haben. Feinstruktur- und Themenanalysen von sieben narrativ-problemzentrierten Interviews, sowie eine Typenbildung, führen zu den zentralen Erkenntnissen dieser Arbeit. So gibt es innerhalb der privilegierten Klasse hinsichtlich der Legitimation ihrer Privilegien und im Hinblick auf die Gerechtigkeitsvorstellungen zwei Typen: Leistungsorientierte Leugnende, die ihre Klassenherkunft abwerten und ein Leistungsethos verfolgen, demzufolge Unterstützung die persönliche Entwicklung hemmt und nur „tatsächliche Leistung“ am Arbeitsmarkt auch belohnt werden soll; Und statusorientierte Wohltätige, die ihre Klassenherkunft durch eine angemessene Lebensführung würdigen und sich philanthropisch in die Gesellschaft einbringen. Beide Typen legitimieren ihre privilegierte Position und befürworten grundsätzliche soziale Ungleichheiten.

## Abstract (EN)

As social mobility through individual performance decreases, social background becomes increasingly important. At the same time wealth is distributed vastly uneven and passed on as heritage and/or endowment *inter vivos* within wealthy families. Social inequalities are reproduced as individual performance, interpreted as work effort, plays an only circumstantial role. Consequently, the question arises as to how descendants of wealthy families legitimize their privileged origin and their wealth within their interpretation of their own biography as well as which ideology of justice they believe in. Seven narration-based and problem-oriented interviews, interpreted based on fine structured, thematic analyses and empirical typifications, lead to the key findings. These state that

there are two types of legitimation of privilege and perception of justice within the privileged classes: equity oriented deniers, who depreciate their own class origin and pursue an ethos of performance, according to which any kind of support inhibits personal development and only "actual achievement" should be rewarded; and status oriented philanthropists, who dignify their class origin through an appropriate way of living and charitable giving as a contribution to society. Both types legitimize their privileged position and support social inequality in general.